Gesammelte

Novellen.

Von

L. Schubar.

Zweiter Band.

Berlin.
Verlag von Carl Heymann.

1844.

Gesammelte

Novellen.

Von

L. Schubar.

Zweiter Band.

Berlin.
Verlag von Carl Heymann.

1844.

Gesammelte Novellen.

Theezwieback der Kaiserin Josephine.

I.

Zu denjenigen politischen Zwangsmaaßregeln Napoleon's, auf welche derselbe sein hauptsächlichstes Augenmerk richtete, gehörte unstreitig auch das Continental-System. Es galt ihm dies als das einzige Mittel, seinem Feinde jenseits des Canals von der empfindlichsten Seite beizukommen; und unzählige Beispiele, namentlich die Scheiterhaufen ganzer Magazine englischer Produkte auf allen Handelsplätzen Deutschlands, die unter dem Joche des Gewaltherrschers seufzten, gaben das traurigste Zeugniß von der unerbittlichen Strenge, mit welcher er über die Ausführung dieses Systems wachte. Nicht nur die dabei ressortirenden Steuer-Beamten waren mit der schonungslos-strengsten

Handhabung der in Bezug auf das Continental-System bestehenden Gesetze beauftragt; auch die geheime Polizei wurde dabei benutzt, um vorkommende Vernachlässigungen zu erspähen und zu rügen.

Savary, Chef der geheimen Polizei, hatte eines Tages dem Kaiser einen Bericht über die in letzterer Zeit in seinem Wirkungskreise entdeckten wichtigen Defraudationen abgestattet, als Napoleon gegen den Minister die Bemerkung machte, wie er aus zuverlässigen Quellen wisse, daß dennoch von vielen, ja sogar von sehr hochgestellten Personen, Kontrebande in Paris eingeschmuggelt werde, die unentdeckt bleibe. — Savary, welcher Ursache haben mochte, die Wahrheit dieser Bemerkung zu fühlen, entgegnete, daß die Entdeckung manches bedeutenden Kontraventions-Falles durch die Rücksicht erschwert werde, die sich gegen eben diese Personen nicht gut aus den Augen setzen lasse.

Auf diese Antwort schien der Kaiser gewartet zu haben, und während er sich vom

Sitze erhob und, seiner Gewohnheit nach, die Arme über die Brust zusammen gelegt, einige rasche Schritte durch's Zimmer machte, trat er vor den Polizei-Chef:

— „Sie sagen von Rücksichten? — Gesetz und Rücksichten, Savary, lassen sich nicht vereinigen. Nichts in der Welt darf Rücksichten zulassen, wenn es sich um Pflichterfüllung handelt. Am allerwenigsten darf es das Ansehen der Person."

— „Verzeihung, Sire," entgegnete zögernd der Minister, „die Person ist bisweilen so hochgestellt, daß . . . "

— „Daß sie hoffentlich nicht höher stehen dürfte, als das Gesetz."

— „Es giebt Fälle, Sire, wo die Person sich mit dem Gesetze auf ziemlich gleicher Stufe befindet."

— „Das kann nicht sein, Savary."

— „Sire . . . "

— „Nun, und wenn dem so wäre, so sagen Sie es frei heraus. Finde ich, daß Rück-

sichten Ihnen die Erfüllung Ihrer Pflicht erschweren, so will ich Ihnen zu Hülfe kommen."

— „Sire, Ihre Majestät, die Kaiserin."

— „Josephine?" fragte der Kaiser verwundert."

— „So ist es, Sire."

— „Sind Sie Ihrer Sache gewiß, Savary? —"

— „Zuverlässig."

— „Es sollte mir leid thun, Josephinen eine Freude verderben zu müssen. Allein . . . Lassen Sie hören. Was wissen Sie von der Sache."

— „Sichere Agenten, Sire, benachrichteten mich schon vor längerer Zeit davon, daß Ihre Majestät, in Zwischenräumen von vier zu vier Wochen, regelmäßig eine Kiste englischer Stoffe und anderer Luxusartikel empfangen, die, mit der offiziellen Bezeichnung: „Theezwieback für Ihre Majestät die Kaiserin" versehen, aus schuldigem Respekt für die hohe Empfängerin, weder an der Grenze, noch von

den hiesigen kontrollirenden Beamten vorschriftsmäßig geöffnet wird. — Unlängst war ich so indiskret, mich durch den Augenschein von dem Inhalte einer solchen Kiste zu überzeugen, und fand die Angaben meiner Agenten bestätigt. Doch wagte ich es nicht . . .“.

— „Mir davon zu sagen? Daran thaten Sie unrecht.“

— „Gestern, Sire, ist wieder eine solche Kiste angelangt, die, bis auf weitere Ordre, im Revisionsbüreau asservirt werden wird.“

— „Das ist mir lieb, Savary, das ist mir sehr lieb. Uebergeben Sie die Kiste dem Revisor und senden Sie mir den General-Steuer-Direktor. So wird sich die Sache machen.“

II.

Mußten Millionen Menschen, in Folge des Continental-Systems, manche Unbequemlichkeit und oft noch mehr erdulden, so vermochte doch die Kaiserin Josephine Anfangs nicht sich demselben Gesetze zu fügen. Sie hatte bisher nur englische Stoffe getragen und fast sämmtliche Luxusartikel nur aus London bezogen. Dieser Gewohnheit zu entsagen, schien ihr eine reine Unmöglichkeit. — Was war zu thun? — Auf gewöhnlichem Wege durften diese Gegenstände nicht mehr den Canal passiren. Eine kleine List mußte also den Vermittler machen, und der anfänglich gute Erfolg der Sache, legte der Kaiserin ferner keine Beschränkung mehr auf.

Durch einen sichern Pariser Speditеur ließ Josephine sich nämlich, wie der Chef der Polizei sehr richtig bemerkt hatte, allmonatlich, unter der offiziellen Bezeichnung: „Theezwieback für Ihre Majestät die Kaiserin," eine Kiste ihrer gewöhnlichen, durch das Einfuhrgesetz verbotenen Bedürfnisse kommen, die eine Zeit lang auch pünktlich und richtig eintrafen, da das Behältniß, aus Respekt für die Majestät, von keinem Beamten revidirt wurde.

Wie sehr mußte es daher ihre Verwunderung erregen, als ihr nun eines Tages gemeldet wurde, daß der Inhalt einer so eben angelangten Kiste englischer Stoffe, zum Betrage von 40,000 Francs, nichts weiter enthalte, als — Theezwieback. — Der Agent, durch dessen Hände, auf Gefahr der Kaiserin, die Lieferungen geschahen, muthmaßte eine Verwechselung bei Bezeichnung der Kiste am Abgangsorte, stellte Recherchen und Nachfragen an, allein vergebens. Von dem betreffenden Londoner Handlungshause ging die Versicherung ein, daß die geforderten

Stoffe richtig verpackt, die Kiste vorschriftsmäßig bezeichnet und abgesendet worden seien. —

Josephine zahlte hierauf dem Spediteur den Betrag der Rechnung mit 40,000 Frcs. und empfahl ihm, bei Beziehung der nächsten Sendung, geschärfte Aufmerksamkeit. —

Nach Verlauf von etwa 14 Tagen ging bereits die neue Sendung ein. Die Kiste wurde diesmal in Gegenwart eines Hausbeamten der Kaiserin und des Agenten geöffnet, und — derselbe Fall hatte sich wiederholt. Statt für 40,000 Frcs. kostbarer Stoffe — nichts als Theezwieback! — —

Josephine zahlte abermals die Summe und schwieg. Hatte sie beim Erstenmale nur ein Versehen gemuthmaßt, so argwöhnte sie jetzt, daß, vom Abgangsorte her, Betrug im Spiele sei, beschloß jedoch, dasselbe Geschäft mit demselben Spediteur nochmals zu versuchen und bei Oeffnung der nächsten Kiste auf die Beschaffenheit der Siegel ein genaues Augenmerk zu richten. —

Die dritte Sendung geht ein. Die Siegel werden sorgfältig geprüft. Aeußerlich befindet sich Alles in Richtigkeit; allein der Inhalt besteht aus — Theezwieback.

Der Agent weigert sich aus Delicatesse, diesmal den Betrag der Rechnung anzunehmen; doch die Kaiserin besteht darauf, zahlt 40,000 Frcs. und beschließt, das Geschäft einem andern Agenten zu übertragen. Sie läßt einen solchen bald ausmitteln, über die Bedingungen mit ihm unterhandeln und ihm besonders zur Pflicht machen, die bestellten Artikel nicht von dem bisher benutzten Handlungshause zu London, sondern von einem solchen zu Glasgow zu beziehen.

Mit gespannter Erwartung wurde nun der neuen Lieferung entgegen gesehen. Endlich langte sie an. Die Kiste wird geöffnet, und wieder — Theezwieback! —

Josephine war von der sanftesten Gemüthsart; aber jetzt ging ihr die Geduld zu Ende. Sie beschloß, ferner keine dieser kostspieligen

Versuche mehr zu wagen, dagegen aber das Aeußerste aufzubieten, um hinter das Geheimniß zu kommen, welches der räthselhaften Sache zum Grunde liege. — Endlich war ihr dies gelungen. Ein Eingeweihter in die damals so zahlreichen geheim-polizeilichen Intriguen der französischen Regierung, hatte es ihr, aus Dankbarkeit für ihre ihm früher erwiesene Protektion, unter dem Siegel der Verschwiegenheit entdeckt.

Der Kaiser selbst ließ nämlich alle mit der Bezeichnung: „Theezwieback für I. M. die Kaiserin" ankommenden Kisten, unter seinen Augen öffnen, mit gewöhnlichem Pariser Theezwieback füllen und, vermittelst besonders dazu gefertigter Siegel, sorgfältig wieder verschließen. Die angelangten Stoffe und Luxusartikel wurden dann immer zum Besten der öffentlichen Kassen versteigert. —

III.

Unter den obwaltenden Umständen sah Josephine die Unmöglichkeit ein, ihre unschuldigen Schmuggeleien ferner mit einigem Erfolge zu betreiben, und beschloß daher, sich für die unfreiwillige Entbehrung der ihr zum Bedürfniß gewordenen englischen Produkte, wenn nicht zu rächen, doch möglichst zu entschädigen. Die Gelegenheit hierzu hatte sich bald gefunden. —

Etwa vierzehn Tage nach der gemachten Entdeckung des Geheimnisses, speiste nämlich der Kaiser bei ihr zu Mittag. Seiner Gewohnheit nach, trank er nach Tische eine Tasse Kaffee, plauderte ein halbes Stündchen mit Josephinen und schickte sich dann zum Weggehen an. Die-

sen Augenblick hatte die Kaiserin abgewartet, um ihren schon längst gemachten Plan zu realisiren.

— „Apropos, Sire!“ — wandte sie sich plötzlich mit all' ihrer einschmeichelnden Liebenswürdigkeit an Napoleon — „ich muß Sie heute mit einem kleinen Anliegen belästigen, das keinen Aufschub leidet.“

— „Wirklich? Nun, so lassen Sie einmal hören.“

— „Meine Kasse, Sire, ist etwas erschöpft, und Sie haben eine kleine Rechnung bei mir, die Ihr Schatzmeister zu honoriren verweigert.“

— „Das ist ungalant von ihm,“ erwiederte der Kaiser lächelnd.

— „Er beruft sich aber auf Ihren Befehl.“

— „Dann freilich, Liebe, dann ist der Mann entschuldigt.“

— „Aber ich komme damit nicht zu meinem Gelde. Ich bitte also, Sire . . . Es ist ein Gegenstand, der Ihre Haushaltung betrifft.“

— „Also nicht von Bedeutung?“

— „Die Sache an und für sich ist in der That unbedeutend ... Einige Kisten englischen Theezwiebacks ... Ich weiß, Sie lieben ihn, obgleich Sie die Einfuhr verboten haben. Ich habe ihn daher für meine Rechnung bezogen.“

— „Daran, Liebe, thaten Sie nicht Recht. Doch will ich, Ihres guten Willens wegen, eine Ausnahme gelten lassen.“

— „Sie werden also zahlen?“

— „Wie viel beträgt die Rechnung?“

— „400,000 Frcs., Sire,“ sagte Josephine, dem Kaiser eine Rechnung über vier Kisten Theezwieback präsentirend.

— „Für vier Kisten Zwieback? — Liebe, das finde ich entsetzlich theuer.“

— „Der Zwieback an und für sich, Sire, ist sehr billig; allein Ihre Steuerbeamten haben ihn so theuer gemacht,“ erwiederte die Kaiserin mit ihrer liebenswürdigen Munterkeit, etwas ironisch.

— „400,000 Frcs., dafür erhielte man ja vier Kisten der kostbarsten Stoffe!“ rief der Kaiser aus.

— „Das glauben Sie nicht, Sire, englische Stoffe sind jetzt um keinen Preis mehr zu haben; mit dem Zwieback ging es nur noch so zur Noth.“

— „Meinen Sie, Liebe? — Nun, der Noth wegen, die Sie damit gehabt haben, soll Ihnen für diesmal Ihre Rechnung bezahlt werden. Aber, bitte, lassen Sie mir in der Folge keinen Zwieback mehr kommen,“ erwiederte Napoleon mit unterdrücktem Lächeln, sie auf die Stirn küssend.

— „Tragen Sie keine Sorge, Sire — Sie sind auf einige Zeit versehen,“ antwortete Josephine mit schalkhafter Miene, als ihr der Kaiser die acceptirte Rechnung übergab.

Als Savary, dem Napoleon von der Kontribution, in die ihn die Kaiserin genommen,

erzählt hatte, einige Zeit darauf gegen denselben bemerkte, daß ihre Majestät sich keinen Theezwieback mehr kommen lasse, erwiederte er lächelnd: „Das glaube ich, Savary, es wird wohl keiner mehr zu haben sein, den ich nicht schon bezahlt hätte.“ —

erzählt hatte, einige Zeit darauf gegen denselben bemerkte, daß ihre Majestät sich keinen Rheeswiebacke mehr kommen lasse, erwiederte er lächelnd: „Das glaube ich, Savary, es wird wohl keiner mehr zu haben sein, den ich nicht schon bezahlt hätte.“ —

Setti Zenab.

An einem heitern Abende stand ich auf der Terrasse meines Hauses in Boulak, — so erzählte ein Arzt seinem Freunde, — als mein Diener Ibrahim mit besonderer Gravität zu mir trat und sagte: „Herr, man verlangt Dich im Harem des Bekir-Pascha. Ich habe Dein Pferd schon gesattelt.“ —

— „Nun, so laß uns gehen,“ erwiederte ich, und in der nächsten Minute saß ich zu Pferde und trabte durch die schweigsamen Gassen von Boulak, in Begleitung Ibrahims, der übrigens nicht viel Mühe hatte, die Menge zu zerstreuen.

Es war das erste Mal, das Bekir-Pascha mich in seinen Harem rufen ließ, und er schickte einen seiner schwarzen Eunuchen, ein Zeichen von Achtung, durch welches mein Diener Ibra-

him sich außerordentlich geschmeichelt fühlte. Ich vermuthete daher, die Krankheit sei bedeutend und Gefahrdrohend; denn die Orientalen nehmen in der Nacht nicht gerne Arzeneien ein, und halten den Schlaf vor Jedermann, selbst vor ihrem Arzte, in Ehren.

An dem, im Mittelpunkte eines großen, mit üppiger Vegetation bereicherten Gartens, belegenen Palaste des Pascha's angelangt, fanden wir Alles in größter Aufregung. — Die kranke Person ist weder ein Mameluk noch eine Sklavin, sagte ich zu mir selbst. So verhielt es sich auch in der That; denn kaum war ich in den Empfangsaal getreten, als der Herr, welcher mit der Geberde des tiefsten Schmerzes auf dem Divan kauerte, ausrief: „Meine Gemahlin stirbt!" worauf er dem schwarzen Eunuchen, der mich nicht verlassen hatte, ein Zeichen gab, mich in das Gemach der Kranken zu führen.

Daselbst fand ich in einem Bette von Eisen — ein Luxus, welcher, trotz des Verbots

des Korans, der befiehlt, auf Divans zu schlafen, in die Harems der reichen Muselmänner gedrungen ist — eine Frau, deren Gesicht und Hände sorgfältig verschleiert waren; denn so übergeben die Orientalen ihre Frauen den Aerzten. Ich fühlte den Puls unter dem Schleier, wie ich stets zu thun pflegte, und fand ihn klein und schnell. Ein röchelndes Athemholen hob den Schleier, welcher das Gesicht umhüllte, und den Gebrauch der Sprache hemmte. Ich erklärte, die Frau liege in den letzten Zügen. Man ging, diesen Ausspruch dem Pascha zu hinterbringen, dessen Schluchzen ich vernahm. Ich begehrte jetzt das Gesicht der Sterbenden zu sehen, um die Diagnose zu stellen. Der Eunuch gab es jedoch nicht zu, und sagte, er müsse es erst dem Pascha melden. Dieser kam zum Bette der Kranken.

— „Was verlangen Sie?“ rief er. „Dieses Weib ist meine Gattin; sie war Mohammed-Ali's Lieblingssclavin, und ich erhielt sie von seiner Güte. Es giebt nur zwei Männer

in der Welt, welche sie ohne Schleier sehen dürfen." —

— „Nun gut," antwortete ich kaltblütig, „ich werde der Dritte sein; oder wollen Sie lieber, daß sie stirbt?" —

— „Retten Sie dieselbe, ich beschwöre Sie darum!" rief der Pascha.

— „Nun, so lassen Sie mich den Schleier wegziehen."

Er machte eine Geberde der Einwilligung, und ich neigte mich zur Kranken, um ihr den Kopf aufzudecken.

Die Schönheit des Weibes überraschte mich. Ungeachtet des herannahenden Todes trugen ihre Züge noch jene Mischung von Adel und Sinnlichkeit, welche die Frauen des Orients charakterisirt. Ich erkannte an ihr alle Anzeichen von Vergiftung, und wollte in der ersten Aufregung alsogleich die Natur der Krankheit erklären; da durchzuckte ein Gedanke mein Gehirn, und ich sagte zu mir selbst: „Laßt uns damit warten, denn hier waltet irgend ein Geheimniß ob."

Ich befahl also ein Brechmittel, und die Kranke ward gerettet.

Sie wandte ihre schmachtenden Augen nach mir, und ich glaubte in ihrem Blicke den Ausdruck einer tiefen Erkenntlichkeit und den Wunsch zu lesen, irgend ein Geheimniß zu enthüllen. Allein es war unmöglich, einen Vorwand aufzufinden, mit ihr allein zu bleiben, und ich hätte doch Alles in der Welt darum gegeben, jenes Dunkel zu durchdringen; denn das Weib flößte mir große Theilnahme ein, und ich war überzeugt, daß sie das Opfer eines grausamen Planes sei. —

Am andern Abende ließ mich Bekir-Pascha genau zur selben Stunde rufen, wie Tags vorher. Ich glaubte es sei ein Recitiv eingetreten, und verlangte also nach meiner Ankunft, die Kranke gleich zu sehen; allein Bekir-Pascha versicherte mir, sie befinde sich besser. In seinen Zügen malte sich Unmuth und Zorn, und doch war es mir unmöglich, ihn für den Schuldigen zu halten, weil er am vergangenen Tage

mich die Kranke sehen lassen, und dringend gebeten hatte, sie zu retten. — Einen Blick auf den Saal werfend, worin wir uns befanden, bemerkte ich, daß alle Ausgänge von mit Dolchen und Yatagans bewaffneten Eunuchen besetzt waren. Bekir-Pascha legte die Stirn in Falten; er schien an einer heftigen Zerrissenheit des Gemüthes zu leiden, und ein Gedanke, den er mir mittheilen wollte, und der ihm gleichsam in der Kehle steckte, schien ihn sichtbar zu quälen.

— „Warum," sagte er endlich leise zu mir, retteten Sie meine Frau?" —

— „Sie beschworen mich ja darum," erwiederte ich kaltblütig.

— „Und dennoch will ich," erwiederte er, „daß sie in den Zustand zurückversetzt werde, worin sie gestern sich befand."

— „Meine Pflicht ist, dem Leben und nicht dem Tode zurückzugeben."

— „Meine Wünsche sind Befehle," antwortete Bekir, die Muskeln seines Gesichts fürchterlich zusammenziehend.

— „Sie schienen doch Ihre Frau zu lieben, weil Sie von Muhamed-Ali sie erhielten.“

Bei diesem Namen verzerrten sich seine Züge, und er versetzte mit einem unbeschreiblichen Gebrülle: „Du gehst nicht von hier, bis sie todt ist.“

Ich begriff das Entsetzliche meiner Lage. Schreckliche Wirklichkeit, dachte ich. Ueberall tödten die Männer die Weiber. Im Occident durch das langsame Gift häuslicher Leiden, im Orient durch das schnellere des Arztes; dort mit Nadelstichen, hier mit Dolchstößen. Dieser Gedanke gab mir wieder Muth; ich sann nach, und beschloß bald, der Gewalt die List entgegen zu setzen.

Nach einigen Minuten des Schweigens, sagte ich zu dem Pascha.

— „Ich willige in das, was Du von mir verlangst, jedoch unter zwei Bedingungen: die erste ist, daß Du es als unverbrüchliches Geheimniß bewahrst; die zweite, daß Du mir den Leichnam Deiner Frau zur anatomischen Section überläßt. —

— „Was die erste Bedingung betrifft,“ antwortete er, „so liegt uns Beiden gleich viel daran, sie zu beobachten; deshalb kann ich auch ohne Gefahr die Zweite eingehen. Wir wollen die Schnelligkeit des Todes und des Begräbnisses auf Rechnung der Pest schieben.“

Er stand auf, und wir schritten nach dem Gemach unsers Opfers. Ich schrieb ein Recept, und schickte Ibrahim damit in eine Apotheke des fränkischen Viertels. Er brachte bald einen Trank, welchen ich der Kranken darreichte. Sie sah mich fest und mit einer gewissen Besorgniß an; ich bemerkte eine schwarze, argwohnschwangere Wolke über ihre bleiche Stirn gleiten; allein nach dieser unwillkürlichen Aufregung trank sie muthvoll, gleichsam um mir ihr Vertrauen zu bezeugen. Bekir-Pascha behielt eine gleichgültige, theilnahmlose Miene. Darauf verließen wir sie und erwarteten im Empfangsaale ihren Tod.

Ich weiß nicht, worüber wir plauderten, doch erinnere ich mich, daß das Gespräch in-

teressant war. Wir rauchten friedlich unsere Chybank, wie Auserwählte im Paradies. Nach einer Stunde brachte man uns die Nachricht, daß die Kranke verschieden sei. Bekir-Pascha spielte jetzt sehr gut Komödie. Er riß sich zwar nicht das Hauptzhaar aus, weil die Muselmänner sich dasselbe ganz abscheren, wohl aber den Bart; stieß dann ferner den Kopf gegen die Mauer und gab alle Zeichen des heftigsten Schmerzes. Darauf befahl er allen seinen Leuten, sich schlafen zu legen, indem er sagte, er könne die Gegenwart von Niemandem ertragen. Als Alles zur Ruhe gegangen und eingeschlafen war, hüllten wir, Bekir und ich, den Leichnam in ein Tuch. Dann sagte ich zu Ibrahim: „Nimm diese Last auf den Rücken und gehe voran.“

Ich bestieg mein Pferd, und so begaben wir uns nach meinem Hause in Boulak, von den Strahlen des Mondes umleuchtet, zu einer Stunde, um welche die Stimme des Muezzin nicht mehr erschallt, aus Furcht, wie die Mu-

selmänner sagen, die Ruhe des Engels der Nacht zu stören, welcher, die Flügel über die Erde breitend, in tiefem Schlummer liegt. Ibrahim hatte unterweges den Mund nicht aufgethan; allein an dem Thore meines Hauses angelangt, fragte er:

— „Willst Du diesen Körper in Deinem Garten eingraben?“ —

— „Nein,“ entgegnete ich, „lege ihn vorsichtig auf den Divan.“

Ibrahim that, wie ich befahl, und schob ein Kissen unter den Kopf der Todten, mit jener Aufmerksamkeit und Zartheit, welche die Araber stets für Alles, was das schöne Geschlecht betrifft, an den Tag legen. Er wagte es nicht einmal, das Tuch zu lüften, um ihre Gestalt zu sehen; das Geheimniß des Weibes nach dem Tode ehrend.

— „Morgen wird sie wieder lebendig werden,“ sagte ich zu ihm, um auf die stillen Fragen seiner Augen und das lebhafte Gefühl der Neugierde, welches ich darin glänzen sah, zu

antworten. Ibrahim wankte zwei Schritte zurück, als ob der Leichnam sich schon rege; dann aber, von dem langen Wachen ermüdet, ging er schlafen, und auch ich überließ mich der Ruhe. —

Die Sonne vergoldete schon lange die Gipfel der Pyramiden, und man hörte in Boulak den gewöhnlichen Lärm der Werften und Fabriken, das Geschrei der Eseltreiber und Wasserträger, der Früchte- und Gemüseverkäuferinnen, als ich erwachte und zu meinem Opfer trat. Sie erwachte gleichfalls aus ihrem Todesschlafe, denn die Wirkung des Medicaments, welches sie in diese tiefe Lethargie versenkt hatte, näherte sich ihrem Ende. Die Nerven machten sich aus ihrer Erstarrung los; die Circulation des Blutes begann wieder, und ihre Haut färbte sich. Eine milde Wärme verbreitete sich in ihren Gliedern, sanft hob sich der Busen, und ihre Augen suchten das Licht. Halb über den Divan hingeneigt, bewunderte ich dies zum Leben wieder erwachende Weib. Der erste Ge-

genstand, den sie bemerkte, war ich, und sie warf einen jener bedeutungsvollen Blicke von gestern mir zu, welche zu sagen schienen: ich darf nicht reden. Als Sie aber erkannt hatte, daß der Ort, wo sie sich befand, in nichts ihrem reichen Gemache gleiche, stieß sie einen Schrei aus, und rief ihre Sclaven bei Namen. Einsehend, daß Alles rings herum stumm blieb, wandte sie sich neuerdings gegen mich und rief ängstlich aus:

— „Beim Propheten, wo bin ich? — Ist es Traum oder Wirklichkeit? — Was ist geschehen? Sagen Sie mir, wo bin ich?“ —

— „Beruhigen Sie sich,“ antwortete ich ihr, „Sie sind bei einem Manne, der Ihnen bereits zweimal das Leben rettete, und der Sie beschützen wird.“

Sie betrachtete aufmerksam mehrere Kupferstiche von Frauen, welche mein Zimmer zierten, und sagte dann:

— „Das sind wohl Ihre Frauen!“ Allein sie konnte ihre Augen von einer schönen Zeich-

nung gar nicht abwenden, welche den Schmerz eines verlassenen Weibes darstellte.

„Du weinst, meine Schwester!“ rief sie, indem sie zu dem Bilde mit einer kindlichen Unbefangenheit sprach, welche mich lebhaft ergriff: „und dennoch bist Du nicht so unglücklich als ich!“ — Ich wollte ihre Hand fassen, um sie zu trösten; allein sie zog sie schnell zurück. —

— „Was fürchten Sie?“ sagte ich zu ihr, „Sie sind nicht mehr unter der Tyrannei Ihrer Henker, Sie können mir Alles enthüllen.“

Anfangs bestand sie darauf, zu schweigen, als ich aber Alles erzählt hatte, was Tages zuvor geschehen war, entschied sie sich, ihr Herz mir auszuschütten.

— „Sie wissen,“ begann sie, „daß ich in dem Harem Muhamed-Ali's, welcher mich liebte, erzogen wurde. Seit einem Jahre hatte er mich mit Bekir-Pascha verheirathet, indem er mir eine reiche Mitgift, ihm den Titel und die Einkünfte eines Bey verlieh. Während drei

Monden war ich die glücklichste der Frauen. Ich war die erste Gemahlin und Gebieterin des Harem. Ich stand noch in Verbindung mit meinen ehemaligen Freundinnen, und konnte auf diesem Wege meinem ersten Herrn wissen lassen, wie mich mein Gemahl behandle, worin ich gewissermaßen eine neue Bürgschaft meines Glükkes fand. — Unter den Sklavinnen meines Harems besaß ich indeß eine junge Negerin von Senaar, welche als Kind gekauft wurde, und die nun täglich an Schönheit zunahm. Ich machte damit meinem Gatten ein Geschenk, gewahrte jedoch bald, daß ich eine Schlange in meinem Busen nährte, denn die junge Schwarze benutzte die Leidenschaft, welche sie ihm einzuflößen wußte, zu dem Versuche, sich zum obersten Frauen-Range zu erheben. Sie stritt mir Fuß für Fuß mein Ansehen ab, sie wollte allein in dem Harem herrschen. Sie faßte gegen mich unversöhnlichen Haß, und es gelang ihr, ihn auch dem Pascha mitzutheilen. Ich wurde von ihm nicht nur ganz vernachlässigt, sondern

sah mich auch der sprödesten Behandlung preis gegeben, so daß ich meine Klagen in Muhamed-Ali's Harem vernehmen ließ. — Zärtliche Rückerinnerungen sprachen zu meinen Gunsten in der edelmüthigen Seele des großen Pascha, und er gab meinem Gatten einen strengen Verweis. Meine Nebenbuhlerin benutzte dies, um mich in den Augen des Bekir-Pascha als einen gefährlichen Spion zu schildern, und ich bemerkte bald an ihm, unter dem Anschein von Ehrerbietung die tiefste Abneigung. Des Schutzes ihres Herrn gewiß, versagte mir meine Nebenbuhlerin dreist den Gehorsam; ich aber machte mehrmals von meinem Rechte Gebrauch, und ließ sie den Stock fühlen.

Rache und Ehrgeiz trieben sie zu einem Verbrechen. — Nachdem ich vorgestern Abend den Kaffee, welchen sie mir kredenzte, getrunken hatte, empfand ich heftige Schmerzen.

Bekir-Pascha war noch nicht ihr Mitschuldiger, und sich für mein Leben verantwortlich haltend, ließ er Sie rufen. Als aber meine

Nebenbuhlerin sah, daß ich gerettet sei, glaubte sie sich verloren, und setzte alle glühenden Verführungen einer Schwarzen in's Werk, um meinen Gatten zu überzeugen, daß er mich auf die Seite schaffen müsse. Sie sagte ihm, ich habe das Geheimniß einer politischen Correspondenz entdeckt, welche er zum Sturze seines Herrn unterhalte, und werde nicht ermangeln, davon in Muhamed-Ali's Harem Erwähnung zu thun. Sie bewies ihm, daß er zwischen seinem und meinem Leben wählen müsse; — eine Wahl, welche in dem Geiste eines Muselmannes niemals zweifelhaft bleibt.

Sie machte meinen Gatten darauf aufmerksam, daß, weil er das Recht habe, mich in den Nil werfen zu lassen, er auch dem Arzte befehlen können, mich sterben zu lassen." —

Setti-Zanab sprach noch, als mein Diener eintrat. Sie hatte sich vor mir nicht verschleiert; sobald sie jedoch einen andern Mann gewahrte, bedeckte sie sich das Gesicht mit ihrem Tuche, von einer, bei den Frauen des Ori-

ents instinktmäßigen inneren Bewegung dazu angetrieben. Bei ihrem Anblick blieb Ibrahim wie versteinert stehen, mit aufklaffendem Munde, starrem Blicke, herabhängenden Armen. —

— „Sagte ich Dir nicht, daß sie wieder zum Leben erwachen würde," rief ich, um ihn aus seiner bewundernden Erstarrung aufzurütteln. Er wollte sich zu meinen Füßen werfen, und mich als einen Propheten anbeten. — „Alles, was ich von Dir verlange," sagte ich, „ist für die Wiederlebendige Sorge zu tragen, und das gewissenhafteste Stillschweigen zu beobachten."

Acht Tage waren verflossen, und Setti-Zanab erfreuete sich der blühendsten Gesundheit. Sie war schön wie eine Sultanin, und ihr schwarzes, an Zärtlichkeit und Freude gewohntes Auge strahlte Feuer und Liebreiz aus. Ich fühlte für sie mehr als gewöhnliche Theilnahme. Weit entfernt jedoch, meine Stellung ihr gegenüber zu benutzen, sagte ich zu ihr:

— „Das Leben ist nichts ohne Freiheit, Sie sind frei. — Allein Ihre Anwesenheit in Aegypten könnte böse Ereignisse veranlassen. Wollen Sie mir nach Constantinopel folgen?“ Sie antwortete:

— „Das größte Zeichen von Achtung, welches die Frau einem Manne geben kann, ist die Offenherzigkeit. Nicht die Rache, die Liebe leitet mich. Ich liebe einen jungen Obersten der Garde, und will ihn von Mohammed-Ali zum Gatten verlangen. Der Himmel ist mein Zeuge: nach ihm trüge ich Ihnen Herz und Hand an, und dies Leben, welches ich Ihnen verdanke, würde ich ganz nur Ihnen weihen. Nehmen Sie als Pfand meines Versprechens und meiner Dankbarkeit diesen Diamant, welchen man an meinem Finger vergaß, als ich ein Leichnam war und Sie mich hierher brachten.“

Bei diesen Worten zeigte der Arzt seinem Freunde einen prächtigen Brillant, welcher den Zeigefinger seiner linken Hand zierte.

Nach einiger Zeit zeigte sie sich öffentlich — fuhr der Doctor fort — und Jedermann schrie Wunder. Die Einen behaupteten, sie wäre nicht wirklich todt gewesen; Andere, sie sei wieder zum Leben erwacht; und wäre noch die Zeit der Märtyrer gewesen, viele Araber hätten den Tod erlitten, um Setti-Zanab's Auferstehung zu bezeugen. Was mich betrifft, ich war auf den Ruhm nicht eifersüchtig, für einen Propheten zu gelten, und verließ Kairo, um mich nach Alexandrien zu begeben.

Als ich daselbst nach einiger Zeit mich eines Tages gerade allein auf meinem Zimmer befand, öffnete mein Diener leise die Thür und sprach mit geheimnißvoller Miene:

— „Jemand verlangt sie zu sprechen.“

— „Ich bin bereit,“ antwortete ich, und alsogleich trat eine dichtverschleierte Dame ein, mir einen arabischen Gruß zurufend. „Das ist Setti-Zanab!“ sagte ich, bis in's Innerste bewegt, und — sie war es in der That. — —

Durch den Einfluß seiner Ueberzeugung irre geleitet, wollte Mohammed-Ali nicht glauben, daß Setti-Zanab noch lebe.

Der junge Oberst, zu welchem sie darauf ihre Zuflucht nahm, und welcher stets vergebens versuchte, zu Mohammed-Ali zu gelangen, wurde in der Wüste Abou-Zabel ermordet gefunden; sie selbst entging nur durch ein Wunder den Nachstellungen des Bekir-Pascha, bis sie eine europäische Familie in Schutz nahm und nach Alexandrien führte.

Nach einigen Tagen segelte eine französische Brigg mit flatternden Wimpeln nach Frankreichs Küste zurück. Es war das schwimmende Asyl eines glücklichen Arztes und einer jungen Frau, die man in Aegypten für todt hält, welche aber die Wissenschaft einer heitern Zukunft erhielt; denn Setti-Zanab ward Christin, und ist jetzt mein geliebtes Weib! —

Die Entdeckung.

Durch den Einfluß seiner Ueberzeugung irre geleitet, wollte Mohammed-Ali nicht glauben, daß Setti-Zanab noch lebe.

Der junge Oberst, zu welchem sie darauf ihre Zuflucht nahm, und welcher stets vergebens versuchte, zu Mohammed-Ali zu gelangen, wurde in der Wüste Abou-Zabel ermordet gefunden; sie selbst entging nur durch ein Wunder den Nachstellungen [illegible], bis sie eine europäische Familie in Schutz nahm und nach Alexandrien führte.

Nach einigen Tagen segelte eine französische Brigg mit flatternden Wimpeln nach Frankreich [illegible] zurück. Es war das schwimmende [illegible] eines geschickten Arztes und einer jungen Frau, die man in Aegypten für todt hält, welche aber [illegible] einer bessern Zukunft erhielt, [illegible], und sie jetzt [illegible].

Vor längerer Zeit lebte ich in einer Stadt, die ihre Liberalität auf Leibrente ausgeliehen, und nun von den Almosen ihrer Schuldner lebt; nämlich in einer Freien-Reichsstadt.

Es war zur Zeit der Gurkenreife und der Landtagssitzungen, und es war sehr schwühl. Ich kehrte eben vom Baden zurück, wollte die erfrischten Glieder noch mit der Stärkung eines Schlummers regaliren und entkleidete mich. Sorglos legte ich das Haupt auf den besten Probierstein des Gewissens — auf ein weiches Kopfkissen nieder, und friedlich zogen die Augen ihre leichten Vorhänge zu.

Nach dreiviertel Stunden in den Armen des Schlafes, erwachte ich gestärkt und — bestohlen. Ich hatte die Mohnkörner nächtlicher

Erholung bei Tage, das einzige unentgeldliche Labsal auf Erden, theuer bezahlt. Uhr, Busennadel, mehrere werthvolle Ringe, nebst einigen andern Gegenständen, die ich auf den Tisch meines Kabinets abgelegt hatte, waren verschwunden. — Der Lärm, den ich über dieses Ereigniß machte, hätte einen französischen Charlatan zu Ehren bringen können; so groß war er. Aber er half gerade so viel, als das beste Mittel gegen die Wanzen; nämlich nichts.

Nachdem sich meine erste Hitze gelegt hatte, erbat ich mir das tröstliche Gemeingut der Bestohlenen und Geprellten — die Polizei. Ein Commissair erschien. Bedachtsam nahm er den Thatbestand auf, visitirte die Ein- und Ausgänge zwanzig Schritte in der Runde, erkundigte sich dann nach meinen etwaigen Verdachtsgründen, wie der Arzt nach den Krankheits-Symptomen eines verzagten Patienten, und machte mir Hoffnung.

Hoffnung aus dem Munde der Juristen und Sicherheitsbeamten, ist, lieber Leser, nicht

wie die gemeine, alltägliche Hoffnung, von der wir wissen, daß sie ausdauert, wie Schiffszwieback, für die ganze Fahrt unsers Lebens, bis wir Anker werfen in dem Hafen aller Seelen; es ist dies vielmehr eine Hoffnung, die auf betrübte Gemüther, wie Salmiak auf die Geruchsnerven, zu wirken pflegt; — die Augen gehen davon über . . . vor Freude. —

Um meiner Sache noch gewisser zu sein, als ich es schon war, bemerkte ich dem Commissair, wie es vielleicht von ersprießlichen Folgen sein würde, wenn ich so „unter der Hand" einige Nachforschungen anstellte . . .

Das mochte entweder gegen die Theorie oder gegen die Praxis der öffentlichen Sicherheit gewesen sein; denn mein Mann entgegnete mir etwas empfindlich: „Bitte, Herr Professor, unternehmen Sie nichts, gar nichts. Verhalten Sie sich ganz ruhig, und lassen Sie uns wirken."

Anfangs verdroß mich diese Zurückweisung; aber nach einigen Augenblicken reifer Ueberle-

gung, schämte ich mich meiner Taktlosigkeit, einer Reichs-polizeilichen Autorität gegenüber, auf meine privat-polizeilichen Maaßregeln angespielt zu haben; und mit einer Miene leibeigenthümlicher Unterthänigkeit zog ich die Schlafmütze der Ignoranz als Entschuldigung über die niedergeschlagenen Augen. —

Jetzt las der Commissair das protokollarisch aufgenommene Verzeichniß, gleichsam als Steckbrief der entwendeten Effecten, nochmals genau durch, fügte, auf meine nachträgliche Erinnerung, der Uhr noch ein emaillirtes Knöpfchen im Gehäuse, der Busennadel eine unmerkliche Krümmung, und einem der Ringe drei verschlungene Buchstaben als „besondere Kennzeichen" hinzu, und empfahl sich. —

Die Polizei wirkte, und ich . . . aus eingefleischter Liebe zu obrigkeitlichen Anordnungen und aus Respect vor der mir zugesicherten amtlichen Wirksamkeit, legte ich die Hände in den Schooß.

Daß ich es nicht gethan hätte! Vielleicht ... Doch ich will dem natürlichen Verlauf meiner Geschichte nicht vorgreifen. —

Es war ein Monat vergangen und wieder einer und noch einer; und dem ersten Vierteljahre folgte das zweite, das dritte und vierte, und keins brachte die gestohlenen Prätiosen, wie die entflohene Zeit, zurück. —

Sieben Monate später, also nach neunzehn Monaten, und zu einer Tageszeit, wo es in der Haute-volée noch Nacht ist, nämlich früh 6 Uhr, klopfte es an meine Thür. — Der Schlaf hielt noch mit einem Arme meine Besinnung fest, und ich rief nicht „herein!" — Da klopfte es nochmals und stärker. Nun vermuthete ich etwas Ungewöhnliches. Flink schnellte ich mich an dem Auferstehungszipfel, der mir, in Gestalt einer goldgelben Quaste, von der Zimmerdecke herab über'm Kopfe hing, in die Höhe, sprang mit einem Satze aus der angenehmen Bettwärme in die unangenehme Spätherbst-Atmosphäre, und öffnete.

In meiner Voraussetzung eines ungewöhnlichen Ereignisses hatte ich mich nicht getäuscht; das sah ich auf den ersten Blick. Ein Polizeidiener stand vor mir.

Ich war ehemals weder in Jena noch anderswo gewesen, wo fixe Ideen sich mit einem „jungen Deutschland" ins Kindbett legten und nach zehn Jahren und weiter hinaus noch an den Nachwehen starben; darum erschrak ich nicht, und fragte nach dem Begehren meines offiziellen Ruhestörers.

— „Der Herr Professor möchte sich gefälligst, sobald als möglich, beim Herrn Polizei-Commissair einfinden. Die Sache hat Eile und betrifft die Prätiosen, die Ihnen vor neunzehn Monaten gestohlen worden," lautete die Antwort.

Die meisten Fatalitäten im menschlichen Leben ereignen sich nur Spaßes halber. Sie sind die Berge und Hügel, in deren Nähe das Schicksal Blindekuh mit dem Menschen spielt; hinter jedem steckt eine angenehme Ueberraschung, und der ist des Glückes Schooßkind, dem im

Stillstehen der verborgene Schatz in die Arme fliegt. — Auch ich war jetzt angenehm überrascht worden.

„Ohne Zweifel," sagte ich zu mir, „ohne Zweifel ist die Entdeckung meiner Pretiosen endlich gelungen," und der Gedanke an ein neunzehnmonatliches amtliches Wirken zum Besten eines einzigen Menschen, riß mich zur Bewunderung hin, und das Freudenfeuer in meinem Herzen zündete die Strohhalme der Dankbarkeit zur hellen Flamme an. . . .

Eine halbe Stunde darauf trat ich in's Commissariats-Büreau. Ich hatte den Thürdrücker noch nicht seines Dienstes entlassen, als meine Blicke schon alle Tische und Stühle inspicirten, um meine gestohlenen Effecten darauf zu entdecken. Vergebens. Da trat der Commissair zur entgegengesetzten Thür herein, und meine Erwartung begann sich in abgerissenen Worten Luft zu machen:

— „Endlich, Herr Commissair, — endlich

entdeckt — nach neunzehn Monaten — viel, sehr viel! —" sagte ich.

— „Wie? Sie wissen Etwas . . ."

— „Ich vermuthe nur . . ."

— „Wahrhaftig? —"

— „Nun, daß die Pretiosen . . ."

— „Wirklich? Wo, wie, wann?"

— „Ja, ich vermuthe nur, Herr Commissair . . . bloße Vermuthung . . ."

— „Sie vermuthen . . . vermuthen . . ."

— „Ja . . ."

— „Aber bitte, Herr Professor, erklären Sie mir doch . . ."

— „Erklären?"

— „Nun, mein Gott, ich denke Sie haben eine Entdeckung gemacht . . ."

— „Ich? —"

— „Aber, liebster Herr Professor, ich verstehe Sie in der That nicht . . . Sie sprechen doch von Vermuthung . . . von Entdeckung . . ."

— „Freilich sprach ich davon, allein ich vermuthe, daß Ihrerseits . . ."

— „Meinerseits? — Nein, Herr Professor. Wir haben alle erdenkliche Maaßregeln angewendet; allein vergebens.

— „Es wäre also nichts . . ." fragte ich etwas verblüfft.

— „Leider, nichts. Unsere Wirksamkeit war fruchtlos. Nur Eins ist in der Sache vorgefallen, um deswegen ich Sie eben zu mir bemüht habe. Nämlich, zur Zeit des Diebstahls hatte ich ein specielles Verzeichniß der entwendeten Sachen bei Ihnen aufgenommen . . ."

— „Ganz recht," sagte ich etwas kleinlaut.

— „Diese Piece soll nun als reponirt zu den General-Acten geheftet werden. Ich habe sie aber auf eine mir unerklärliche Weise verlegt und wollte Sie nun um nochmalige, recht genaue Angabe der damals specificirten Gegenstände ersuchen."

— „Ah . . . Also das war's . . . " Ich wollte noch Einiges hinzusetzen, allein der Aerger ließ mir kein Wort über die Zunge.

— „Wollen Sie also so gut sein . . . "
— „Sehr gern . . . Sehr gern . . .
Dann wäre die Sache also abgemacht . . . "
— „Ich werde dafür sorgen, daß Sie darum nicht mehr bemüht werden."

Der Mann der „amtlichen Wirksamkeit" hat bis auf den heutigen Tag Wort gehalten; denn es hat sich seitdem von der Sache nichts mehr verlauten lassen. —

Wanda.

„Wollen Sie also so gut sein . . . ."

„Sehr gern . . . Sehr gern . . ."

„Dann wäre die Sache also abgemacht . . ."

„Ich werde dafür sorgen, daß Sie darum nicht mehr bemüht werden."

Der Mann der „amtlichen Wirksamkeit" hat bis auf den heutigen Tag Wort gehalten; denn es hat sich seitdem von der Sache nichts mehr verlauten lassen.

I.

„Immer weinen und immer weinen,“ sprach Frau Catharina, indem sie dem Schnarren ihres Spinnrades ein wenig Einhalt that und sich zu Wanda, ihrem einzigen Kinde, einem lieblichen siebenzehnjährigen Mädchen wandte. — „Wenn Du immer weinst, mein Täubchen,“ fuhr sie dann fort, „da wird Dein hübsches Gesichtchen bald dahinschwinden, wie der Schnee in der warmen Frühlingssonne, und Dein Bräutigam wird Dich nach der Heimkehr aus dem Kriege schwerlich wiedererkennen.“

— „Wer weiß, wann er heimkehrt!“ seufzte das Mädchen, indem es mit der Schürze die Augen trocknete. „Wenn unsere Soldaten Ab-

schied nehmen, so ist es immer für lange, lange Zeit. — Wie herrlich er sich ausnahm in seiner rothen Uniform mit den goldenen Bordüren, und wie er so schön, so stolz zu Pferde saß . . . Ach, Mütterchen, sie werden ihm wohl niemals den Abschied geben. — Wie heißt doch gleich das Land, wohin er gezogen ist?"

— „Frankreich, mein Kind, Frankreich," versetzte Frau Catharina.

— „Frankreich . . ." sprach Wanda gedankenvoll nach. „Und wann denk'st du wohl, Mütterchen, daß er zurückkommt?"

— „Sobald der Feldzug beendigt ist, mein Täubchen. Der Pope hat mich versichert, daß das bald sein wird," entgegnete die gute Frau, indem Sie ihr Spinnrad mit frischem Flachse versorgte. „Unsere Soldaten werden mit dem Feinde nicht viel Federlesens machen.

— „Der Himmel gebe es," seufzte Wanda, während sie sich vor dem Muttergottes-Bilde, das in einer Ecke des kleinen Zimmers hing, andächtig bekreuzte. — Die Hoffnung in der

Seele des Guten, ist eine treue Zwillingsschwester der Religion; darum kann der Gute niemals hoffen, ohne die Nähe des Himmels zu ahnen.

Plötzlich erschollen von der Straße her muntere Gesänge, von den hell tönenden Accorden der dreisaitigen Balaike begleitet.

Als die Musik näher kam, öffnete Wanda die Thür der Hütte, um die Hochzeit zu sehen, die so froh und heiter vorüberzog. Das Brautpaar kam aus der Kirche und schlug den Weg nach der Wohnung des Bräutigams ein, umgeben von einer Schaar junger Burschen und Dirnen in ihren mit Blumen und Bändern geschmückten Sonntagskleidern, die ihre Theilnahme am Glücke des Neuvermählten, durch lautes Jubeln und Jauchzen zu erkennen gaben. Nach diesen folgten, mit gemessenem Schritte und würdevoller Haltung, die Männer und Frauen. Greise beschlossen den festlichen Zug. So sah man hier die drei wichtigsten Lebensalter des Menschen vereinigt: die frohe Jugend

mit ihren harmlosen Scherzen und Freuden, das reifere Alter mit seinem bedächtigen, überlegenden Ernst, und die letzte Station des Lebens, wo der Mensch die Erinnerungen der Vergangenheit an die Hoffnung auf das Jenseits knüpft.

— „Sie dürfen glücklich sein — sie sind es," sagte Wanda, indem sie traurig in die Hütte zurückkehrte. „Aber für eine arme Leibeigene, wie ich, giebt es kein Glück auf Erden — keins."

— „Mein Kind," gebot die Mutter, „versündige Dich nicht an dem lieben Gott durch Deine voreiligen Klagen. Wir schwachen Menschen können nicht in die Zukunft blicken, und Du weißt nicht, was der Himmel Dir bestimmt hat."

Kaum hatte sie diese Worte ausgesprochen, als der Verwalter der Gutsherrschaft in die Stube trat. Die gute Frau erschrak nicht wenig über diese unerwartete Erscheinung; sie erhob sich schnell von ihrem Sitze und bezeigte dem Eintretenden durch eine tiefe Verbeugung,

ihre Unterwürfigkeit. Wanda hingegen hielt sich ängstlich hinter ihrer Mutter verborgen. —

Petrowitsch, so hieß der Verwalter, hatte erst seit Kurzem sein Amt angetreten, und man wußte daher noch nicht, was man von ihm zu gewärtigen habe.

— „Andreas Petrowitsch,“ stammelte die Bäuerin, indem sie ihre bittenden Blicke schüchtern zu dem, ein verschlossenes Gemüth verrathenden Angesicht des Mannes emporhob, „ich bin mit meiner Zahlung noch etwas im Rückstande; doch hoffe ich, in acht Tagen Alles berichtigen zu können.“

Der Verwalter würdigte sie keiner Antwort. Sein hinterlistiger Blick schweifte in der Stube umher, als wollte er das dürftige Wirthschaftsgeräth derselben abschätzen. Endlich bemerkte er Wanda und winkte ihr, näher zu treten. Das Mädchen gehorchte zitternd und bebend. Ohne aufzublicken, stand sie in schüchterner Verlegenheit vor dem gestrengen Herrn Uprawitel, wie man diese Leute in Rußland nennt, indem

sie gedankenlos eine Feldblume zerzupfte, die sie gerade in der Hand hielt.

— „Was soll einmal aus der Dirne werden?“ fragte der Amtmann, während seine Hand die blonde, üppige Lockenfülle der jungen Bäuerin, spielend durch die Finger gleiten ließ und seine Blicke sich scheu an den Boden hefteten.

— „Sie geht mir beim Spinnen an die Hand, lieber Herr,“ erwiederte die Mutter; „gestern setzte sie sich . . . doch verzeiht, daß ich Euch mit solchen albernen Geschichten langweile,“ unterbrach sich plötzlich Frau Catharina.

— „Erzählt nur weiter, Mutter Catharina,“ versetzte in einem etwas ermuthigenden Tone der Verwalter.

— „Also gestern,“ fuhr die Erzählende fort, „setzte sie sich beim ersten Hahnenschrei an das Spinnrad, und als die Thurmuhr Mitternacht schlug, dachte sie noch nicht an's Schlafengehen. O, es ist ein gutes, liebes Mädchen, aber etwas schüchtern, wie Ihr seht. — Wanda, sieh doch dem Herrn Verwalter in's Gesicht.“

Allein Wanda war jetzt mit Einem Satze aus dem Zimmer, bevor noch die Mutter ihre Rede vollendet hatte. —

II.

Inzwischen wurden die Besuche des Uprawitel immer häufiger. Bald zeigte er Wanda schöne Bänder und tausend andere Kleinigkeiten, die er eigens für sie von Moskau hatte kommen lassen, bald drohte er wieder der Mutter mit dem Verkaufe ihrer kleinen Habseligkeiten, wenn sie nicht gewisse Taxen entrichten würde, welche die arme Frau gar nicht schuldig war. Wanda begnügte sich, die Bänder und übrigen Gegenstände nur von der Seite anzusehen und dem Verwalter zu versichern, daß sie von Niemand anderm, als ihrem Bräutigam, solche Sachen annehmen werde. —

Die gute Mutter sah mit Betrübniß bald ein, daß es sich jetzt um nichts Geringeres, als

um ihre Existenz oder um die Ehre ihrer Tochter handle. Welche Lage! — Doch die Arme schwankte keinen Augenblick in ihrem Entschlusse. Wanda war ihre ganze Hoffnung, ihr Leben, ihr Alles. Sie flehte in heißem Gebete zu dem Allmächtigen, die Tugend der Jungfrau zu beschützen, oder sie selbst durch den Tod den Nachstellungen ihres rohen Verfolgers zu entziehen.

In dieser Angst ihres Herzens wendete sie sich an den Popen. Sie theilte ihm ihre Besorgniß, ihren Jammer mit, und bat ihn, um seinen Segen flehend, ihr mit Rath und That beizustehen. — Der Pope war einer jener würdigen Geistlichen, die keine Gelegenheit, Gutes zu thun, unbenutzt vorübergehen lassen. Er streckte also Catharinen bereitwillig das Geld vor, welches Andreas Petrowitsch von ihr begehrte. Als dieser bemerkte, daß der Pope die Familie in Schutz nahm, beschloß er, sich einige Zeit von derselben zurückzuziehen, und zur fernern Verfolgung seiner bösen Absichten, einen

günstigeren Zeitpunkt abzuwarten, der denn auch nicht lange ausblieb.

Eines Tages trat er plötzlich in die Hütte Catharinens. Sein Angesicht strahlte von Freude, während ein Zug von List und Tücke um seine Mundwinkel spielte. Offenbar hatte er nichts Gutes im Sinne.

— „Freue Dich, Alte,“ begann er, „freue Dich, Deine Tochter reist mit mir nach Moskau. Der Herr Graf schrieb mir so eben, ich solle ihm eine fleißige, brave Dirne mitbringen, die dabei auch hübsch fein von Ansehen ist; und somit, Mutter Catharine, ist meine Wahl auf Eure Wanda gefallen.“

Catharine warf sich weinend zu den Füßen des Verwalters und beschwor ihn, ihr nicht die einzige Stütze ihres Alters, den einzigen Trost ihrer letzten Lebenstage zu rauben. Umsonst. Petrowitsch nannte das Flehen der armen Mutter albernes, unkluges Geschwätz, und blieb ungerührt. Kaltblütig schützte er den Befehl des Grafen vor, dem er Folge leisten müsse

und wogegen selbst der Pope diesmal nichts einwenden könne, bemerkte er mit einer Betonung, worin sich die ganze Bosheit seiner verworfenen Seele abspiegelte. Selbst die schüchterne Wanda faßte sogar den Muth, ihre Bitten mit dem Flehen der Mutter zu vereinigen. Allein die arme Kleine war so verführerisch in ihrem Schmerze, daß die Leidenschaft des Bösewichts dadurch nur noch mehr angefacht wurde.

Als Wanda sah, daß weder ihre Bitten, noch ihre Thränen etwas fruchteten, faßte sie plötzlich einen Entschluß. Sie trocknete ihre lieblichen Augen, trat vor den Unerbittlichen hin und sagte mit fester Stimme:

— „Wohlan, Petrowitsch, ich reise nach Moskau!"

— „Das ist recht!" versetzte der Verwalter, der nicht wußte, wie er diese Sinnesänderung zu deuten habe. „Ich will Dich selbst nach Moskau bringen, und da der Weg dahin etwas weit ist, so werde ich Muße genug haben, Dich fügsamer zu machen."

Nun setzte er die Abreise auf den nächsten Tag fest, und entfernte sich, um das Nöthige vorzubereiten.

Der Entschluß Wanda's stand fest. Sie zog aus ihrem Busen einen silbernen Ring, den ihr der Bräutigam als ein Pfand seiner Treue beim Abschiede in die Hand gedrückt hatte, küßte ihn, und gelobte sich, eher zu sterben, als ihrem Iwan untreu zu werden. Die alte Mutter betrachtete ihre Tochter mit einem Blicke, in dem sich Furcht und Zärtlichkeit malten. Voll tiefster Ehrfurcht vor den Befehlen ihres Gebieters, als dessen Willensvollstrecker sie den Verwalter betrachtete, und ohne Aussicht auf Hülfe von Seiten ihrer Mitmenschen, erhob sie ihr Gemüth zu dem Gnadenthrone des Höchsten, und stellte das Geschick ihres geliebten Kindes seiner Gerechtigkeit anheim. Demungeachtet wagte sie kaum etwas zu hoffen, noch viel weniger, selbstständig einen allzuraschen Entschluß zu fassen; denn die Tugend des Sklaven erhebt sich selten über das Niveau der Resignation.

Allmählich senkte die Nacht ihre düstern Schatten auf die ärmliche Hütte nieder. Weit umher herrschte tiefe Stille, die nur zuweilen durch das Anschlagen der Hunde, welche die in der Ferne zerstreuten Hütten bewachten, unterbrochen wurde. Der Friede des Schlummers hatte sich bereits auf die Erde und ihre müden Bewohner gelagert, und jeder der funkelnden Sterne, die hell an dem tiefblauen, wolkenleeren Himmel glänzten, blickte, wie ein schützender Cherub, auf die Schlummernden herab.

Nur Wanda war noch nicht zur Ruhe.

Als die Arme vermuthete, daß die Mutter bereits schlafe, erhob sie sich leise von ihrem Lager und kniete vor dem Bette Catharinen's nieder. Nach einem langen, heißen Gebete, warf sie noch einmal ihre kindlich-zärtlichen Blicke auf die geliebte Mutter; da setzte sich die gute Frau, welcher keine Bewegung der Tochter entgangen war, im Bette auf, streckte ihre beiden Hände über sie aus und gab ihr den mütterlichen Segen.

— „Theures Kind," sagte sie schluchzend, Du willst fort, willst allein nach dem entfernten Moskau gehen . . . Wohlan, mögen Dich alle guten Engel auf Deinem Wege begleiten!"

Nach diesen Worten stand sie auf, band einige Kleidungsstücke in ein Tuch zusammen, legte ein Laib Roggenbrod bei, und indem sie die Tochter noch einmal in die Arme schloß, führte sie dieselbe bis an die Schwelle, händigte ihr noch ein paar Geldstücke ein und öffnete ihr weinend die niedere Thür der kleinen Wohnung.

— „Lebe wohl, mein Täubchen, lebe wohl!" sprach sie zum Abschiede. „Vermeide die große Heerstraße und halte Dich hübsch an den Rand der Waldungen."

Wanda umarmte ihre Mutter innig, machte dann vor Brust und Stirn die Bezeichnung des Kreuzes und trat muthig ihren Weg an. —

In der Frühstunde des folgenden Tages klopfte Petrowitsch an die Thür der Hütte. Als Catharine dieselbe öffnete, bemerkte sie, in eini-

ger Entfernung auf der Heerstraße, die mit drei ukrainischen Pferden bespannte Kibitka des Verwalters.

— „Nun, Catharine,“ begann der Letztere, während er die Schwelle überschritt, „ist die Dirne noch nicht reisefertig?“

Die bekümmerte Mutter weinte bitterlich, ohne zu antworten. Wer malt aber die Wuth des Verwalters, als er nach einer Stunde fruchtloser Bemühung endlich so viel von der Alten herausbrachte, daß ihre Tochter in der Nacht plötzlich verschwunden sei. Er hielt förmliche Haussuchung im Dorfe, so wie in der ganzen Umgegend; allein vergebens. —

III.

Während der arglistige Verwalter über das Mißlingen seines Planes sich durch die rohesten Aeußerungen seiner Wuth Luft machte, wanderte die arme Wanda einsam auf der Straße nach Moskau fort. Sorgfältig vermied sie alle größern Ortschaften, und verbarg sich im Gebüsch, sobald sie in der Nähe etwas Verdächtiges bemerkte. Wenn sich die Wege kreuzten, so schlug sie denjenigen ein, welcher am meisten befahren zu sein schien, weil sie ganz richtig voraussetzte, daß die Straße nach der Hauptstadt Rußlands auch die befahrenste sein müsse. So wanderte sie die ganze Nacht hindurch und bis zum Abende des nächsten Tages, ohne sich

eine Stunde der Erholung zu gönnen. Schon war sie ganz ermattet und Steine und Dornen hatten bereits ihre Füße wund gerieben, so daß sie nur mit Mühe der Versuchung widerstehen konnte, in eine Hütte zu treten, und die Rechte der Gastfreundschaft in Anspruch zu nehmen. Allein immer hielt sie wieder die Furcht, in ihr Dorf zurückgebracht und daselbst als Landstreicherin durchgepeitscht zu werden, von diesem Vorsatze zurück, und der Gedanke an ihren Iwan, gab ihr jedesmal neue Kräfte zur Fortsetzung ihres Weges. — Als es wieder Abend und so finster zu werden begann, daß sie die Straße nicht mehr erkennen konnte, schleppte sie sich mühsam nach einer Scheune, die sie in einiger Entfernung bemerkt hatte, und warf sich daselbst, bis auf den Tod erschöpft, auf ein Strohlager nieder.

Mit dem ersten Strahle der aufgehenden Sonne erhob sich Wanda neugestärkt, und setzte ihre Reise mit verdoppelter Eile fort, bis sie endlich am folgenden Mittage, wenngleich äu-

ßerst ermüdet, doch froh, am Ziele zu sein, glücklich das Thor von Moskau passirte. —

Die Schönheit der Gebäude, die Menge und der Reichthum der Tempel mit ihren vergoldeten Kuppeln, so wie die Pracht der Paläste, von der die alte Hauptstadt Rußlands strotzt, Alles dieses machte einen tiefen Eindruck auf Wanda's Seele. Furcht und Beklommenheit bemächtigten sich ihrer, und es vergingen mehrere Stunden, bevor sie den Muth erlangt hatte, nach dem Palaste des Grafen von P— zu fragen. Nachdem sie sich endlich nach der Wohnung des Grafen erkundigt hatte und vor derselben angelangt war, währte es noch eine Zeit lang, bevor sie einzutreten wagte.

IV.

Als unterdeß Andreas Petrowitsch sah, daß alle seine Nachforschungen zu Nichts führten, wählte er ein anderes Mädchen aus dem Dorfe, und reiste mit demselben nach Moskau. Nach seiner Ankunft ließ er sich's angelegen sein, die arme Wanda bei dem Grafen als eine ungehorsame und widerspenstige Dirne anzuklagen, die sich der Arbeit entziehen wolle, und deshalb von ihrer Heimath entfernt habe. — Er fragte eben um die desfallsigen Befehle des Grafen, als man diesem meldete, ein junges Mädchen bitte inständigst, um die Gnade der Audienz. Gern hätte Petrowitsch die Bewilligung dieser Bitte verhindert; denn er ahnte wohl, daß je-

nes Mädchen Niemand anders als Wanda sei, die einen Weg von hundert Stunden gemacht, um sich Recht zu verschaffen, und versuchte demnach den Grafen zu bewegen, die Schlichtung der Sache nur ihm zu überlassen, da die Dirne nicht würdig sei, vor dem Grafen zu erscheinen.

In der That war der Letztere gewohnt, die Erledigung solcher Geschäfte in der Regel seinen Beamten zu übertragen, und er winkte daher eben beifällig zu dem Ansuchen seines Verwalters, als sich plötzlich die Thür öffnete und Wanda dem Grafen zu Füßen stürzte.

Petrowitsch erblaßte, ohne jedoch seine Geistesgegenwart zu verlieren:

— „Wie darfst Du so vermessen sein," rief er streng und zornig der Knienden zu, „nach einer so schlechten Aufführung, als die Deinige ist, hier zu erscheinen? Du sollst für Deine Landstreicherei gebührend gezüchtigt werden, damit andere Ungehorsame sich ein Beispiel daran nehmen mögen."

Bei diesen Worten rief Wanda, die noch immer vor dem Grafen kniete, mit lauter flehender Stimme:

— „Gott ist Zeuge meiner Unschuld! — Ich bitte nicht um Gnade, sondern um Gerechtigkeit — um Gerechtigkeit gegen die falschen Beschuldigungen, gegen die boshaften Nachstellungen . . . “

Der Graf blickte voll Verwunderung bald auf das Mädchen, bald auf den Verwalter. Die Züge der Leibeignen hatten so etwas Edles, und es lag in ihrer Sprache so viel Ueberzeugendes, daß er dem Wunsche nicht widerstehen konnte, sie anzuhören. Er winkte daher dem Uprawitel, sich zu entfernen, und ließ sich von Wanda ruhig den Hergang der Sache erzählen.

— „Wanda,“ sagte er endlich, nachdem das Mädchen mit ihrer Erzählung zu Ende war, „ich glaube gern, daß Du die Wahrheit gesprochen. Allein wenn Du Recht hast, muß ich meinen Verwalter zur Strafe ziehen; und

doch kann ich das, auf Deine bloße Aussage hin, nicht wohl thun."

— „Gnädigster Herr," erwiederte Wanda, „der Pope kann mir meine Unschuld bezeugen. Würde ich mich hierher gewagt haben, wenn ich schuldig wäre? — der Befehl, meine alte Mutter zu verlassen, deren einzige Stütze ich bin, würde mich freilich sehr geschmerzt haben, aber ich würde demselben gehorsam gewesen sein, wie es meine Pflicht erheischt. Ich bin nur deshalb allein nach Moskau gekommen, um mich den Nachstellungen von Seiten des Verwalters zu entziehen."

Des besondern Falles wegen, daß eine Leibeigene sich direct bei ihrem Herrn Gerechtigkeit gegen einen seiner Verwalter zu verschaffen suche, stellte der Graf Wanda seiner Gemahlin vor, welche das Benehmen des Mädchens vollkommen billigte, allein nichts weiter für sie that. Zwei Tage lang unterhielt man sich noch von dem Vorfalle, dann vergaß man das arme Mädchen, und einen Monat später verkaufte sie der

Graf an eine deutsche Dame, deren Gemahl in russischen Diensten gestorben war.

Wanda's neue Gebieterin war einst sehr schön gewesen, und konnte nun, gleich so vielen andern Frauen ihres Schlages, den mit der Zunahme ihrer Jahre sich auch immer vergrößernden Verlust ihrer Schönheit, nicht verschmerzen. Wie gern hätte sie alle ihre Titel und Reichthümer für die jugendliche Grazie Wanda's hingegeben! — Aus Aerger und Neid, ließ sie dem lieblichen Mädchen das volle, wunderschöne Haar abschneiden, und das enganliegende Kleid, welches die Taille sehr vortheilhaft hervorhob, mit einem weiten, formlosen Ueberwurfe vertauschen.

Oft dachte die arme Wanda an ihre heimathliche Hütte zurück. Der Glanz, welcher sie jetzt in den Gemächern ihrer Herrin umgab, erinnerte sie nur um so lebhafter an das traurige Loos der Leibeigenschaft, wodurch sie das Eigenthum einer Fremden geworden war. — Je härter sie indeß von ihrer Gebieterin behan-

delt wurde, desto mehr Mühe gab sie sich, tadellos zu erscheinen. Bisweilen gelang es ihr auch in der That, durch ihre Sanftmuth die Bosheit der Dame zu entwaffnen, so daß diese in solchen Augenblicken wohl gnädig genug war, zu äußern:

— „Wanda, wenn Du nicht gar zu ungeschickt wärest, so könnte ich mich am Ende an deine Dienstleistung gewöhnen.“

Das gute Mädchen dankte in solchen Fällen der Gebieterin mit einem erzwungenen Lächeln für ihre Güte und versicherte, alle ihre Kräfte aufzubieten, um ihrer Zufriedenheit in immer höherem Grade theilhaftig zu werden.

Hatte aber die Dame einen Anfall übler Laune, so überhäufte sie das arme Kind mit Demüthigungen und Erniedrigungen aller Arten. Selbst Blicke und Gedanken ihrer Untergebenen sollten blinde Werkzeuge ihres Willens sein. Sie verlangte, Wanda solle die Augen niederschlagen, wenn Sie vor einem Spiegel vorübergehe, und kein Gedanke solle in ihrer

Seele aufsteigen, der nicht das Beste ihres Dienstes und dessen Pflichten betreffe. — Die seligsten Stunden der Armen waren diejenigen, in welchen die Gebieterin Besuche empfing; denn da konnte sie sich in ihre Kammer zurückziehen und ungestört den Erinnerungen an die Vergangenheit nachhängen. Da dachte sie an ihre Mutter, an ihre heimathliche Hütte, an Iwan und an seine Liebe. Sobald jedoch die Glocke ihrer Herrin erscholl, mußte sie sich diesen süßen Träumereien entreißen, um wieder eine willenlose Sclavin zu sein.

Eines Tages kam ihr in der Einsamkeit ein Zeitungsblatt zur Hand, und wie ein Blitz fuhr ihr der Gedanke durch die Seele, sich im Lesen zu versuchen, um, wie ihr die Möglichkeit vorschwebte, vielleicht auf diesem Wege zu einer Nachricht von ihrem Iwan zu gelangen.

Wanda hatte zwar früher einige Anleitung zum Lesen erhalten, ohne daß sie jedoch große Fortschritte gemacht hätte. Jetzt trieb sie die Begierde, etwas von ihrem Geliebten

zu erfahren, zu unerhörten Anstrengungen. Anfangs ging es freilich etwas schwer; aber dem ausdauernden Fleiße ist Nichts unmöglich. Nach dreiwöchentlicher Uebung hatte sie es dahin gebracht, daß sie eine ganze Seite jenes Journals zu entziffern vermochte.

So sehr sich Wanda über diesen Erfolg freute, hütete sie sich dennoch, ihrer Gebieterin etwas davon merken zu lassen; denn in den Augen dieser würde das Beginnen ihrer Sclavin ein Verbrechen gewesen sein. So brachte es Wanda denn allmählig dahin, daß sie vollständig lesen und schreiben konnte, und Bücher und Zeitungen verkürzten ihr nun die Stunden der Einsamkeit.

Eines Abends las sie in einem Tageblatte von einem Vortheile, den die kaiserlichen Truppen über die Feinde erfochten hatten. Die Garde-Husaren waren von den Letztern überrascht worden, und hatten dem ungestümen Angriffe derselben weichen müssen; allein schnell waren ihre Reihen wieder in Ordnung gebracht,

und nun fielen sie mit verdoppelter Wuth über die Feinde her und schlugen sie in die Flucht.

Ein russischer Oberst war bei dieser Gelegenheit so in's feindliche Gedränge gekommen, daß ihn nur die außerordentliche Kühnheit eines gemeinen Husaren rettete, der sich mitten in die Feinde warf. Dieser Tapfere war Iwan, ihr geliebter Iwan. — Noch auf dem Schlachtfelde empfing der Brave den St. Georgen-Orden.

Kaum hatte Wanda dieses Ereigniß bis zu Ende gelesen, als sie, von Rührung überwältigt, ohnmächtig auf den Boden niederfiel. Das Geräusch, welches ihr Fall verursachte, lockte ihre Gebieterin herbei, und einer Bildsäule gleich stand diese da, als sie ihre Sclavin, mit einem Zeitungsblatte in der Hand und von mehreren aufgeschlagenen Büchern umgeben, bewußtlos am Boden erblickte. — Um zu erfahren, was das Alles zu bedeuten habe, beeilte sie sich endlich, der Ohnmächtigen beizustehen.

„Iwan!" war der erste Laut, der den Lippen des wieder zu sich gekommenen Mädchens

entschlüpfte. Die Dame bemühte sich nun auf gute Art herauszubringen, was es mit diesem Iwan für eine Bewandniß habe; allein so sehr auch Wanda zu einer Herzensergießung geneigt sein mochte, so überzeugte sie doch ein Blick auf die Züge ihrer Gebieterin, in denen sich Stolz und Grausamkeit malten, daß Vertrauen hier nicht am rechten Orte sei. Sie behielt demnach ihr Geheimniß bei sich, und ließ sich weder durch Schmeicheleien, noch durch Drohungen bewegen, dasselbe preis zu geben.

Man wird sich leicht den Zorn der rachsüchtigen Frau denken können; besonders nachdem sie sich überzeugt hatte, daß ihre Sclavin lesen und schreiben konnte.

— „Du hast,“ sagte sie voll tiefen Ingrimms sich an Wanda wendend, „ohne Zweifel sehr strafbare Absichten, weil Du Deine Handlungsweise sorgfältig in den Schleier des Geheimnisses verhüllst. Ich werde darüber den Gerichten Anzeige machen.“

In der That vergaß sich Frau von B— so weit, daß sie ihre Sclavin fälschlich des Einverständnisses mit Uebelthätern und des Diebstahls anklagte. Wanda wurde trotz der Betheurungen ihrer Unschuld in's Gefängniß geworfen, wo sie nichts als Schmach und Schande zu gewärtigen hatte. Schwarzes Brod und ein Krug Wasser waren ihre ganze Nahrung. Den folgenden Tag wurde sie nebst andern Gefangenen vor den Untersuchungsbeamten geführt, der durch die Anklägerin, als einer Frau von einigem Einflusse, bereits gegen das Mädchen eingenommen war.

— „Du hast also Deine Herrin bestohlen?“ fragte er Wanda in barschem Tone.

— „Gott ist mein Zeuge,“ erwiederte die Angeschuldigte, „daß mir so etwas niemals in den Sinn gekommen ist. Eine Leibeigene darf ja Nichts besitzen; woher sollte also die Versuchung kommen, sich fremden Eigenthums zu bemächtigen?“ —

Der Beamte stutzte über diese Antwort; indeß fuhr er fort. „Deine Herrin verdient mehr Glauben, als Du. Hier ist die Verkaufs-Urkunde, durch welche Du ihr angehörst.“

Unter andern Schriften, welche Wanda gelesen hatte, befand sich auch eine Sammlung von Ukasen über das Verhältniß der Herrschaft zu ihren durch Kauf erworbenen Leibeigenen. Wanda hatte dieselben mit großer Aufmerksamkeit gelesen, um daraus zu ersehen, in welchem Falle sie ihre Freiheit erlangen könne. Als daher jener Beamte die Verkaufsurkunde vorwies, bat sie ihn, ihr die Einsicht in dieselbe zu gestatten.

Der Commissair hatte dagegen nichts einzuwenden.

Kaum hatte Wanda einen Blick in die Schrift geworfen, als sie mit freudestrahlendem Gesicht ausrief:

— „Gott sei gepriesen, ich bin frei!“

— „Wie, Du bist frei?“ fragte verwundert der Beamte.

— „Ja, ich bin es; denn dieser Kaufvertrag ist nach Verlauf eines Jahres nicht erneuert worden.“

— „Woher, Mädchen, hast Du diese Kenntniß? In der That, Du kannst Recht haben; allein die Anklage besteht demungeachtet in voller Kraft.“

— „Das wohl, verehrtester Herr,“ versetzte Wanda, „aber ich werde nunmehr als eine Freie gerichtet, und als solche sicher unschuldig befunden werden.“

— „Sieh doch die kleine Gelehrte,“ murmelte der Commissair; — somit hob er einstweilen das Verhör auf, um sich über diesen interessanten Fall mit seinen Kollegen zu berathen. Er überzeugte sich bei näherer Prüfung der Anklage denn auch bald, daß die Leibeigene in ihrem Rechte war, und wurde dadurch ganz zu ihren Gunsten gestimmt.

Um für die Letztere aus diesem außerordentlichen Falle so viel Vortheil als möglich zu ziehen, beschloß er, den Gouverneur von

Moskau davon in Kenntniß zu setzen, und that dies demnach auf eine sehr umständliche und für Wanda höchst vortheilhafte Weise, indem er ausdrücklich zu verstehen gab, daß die gegen sie gerichtete Anklage alles Grundes ermangele.

Bis auf weitere Befehle, nahm er es auf sich, das Schicksal der Gefangenen möglichst zu erleichtern, und erlaubte ihr, sich selbst schriftlich an den Gouverneur zu wenden.

Wanda schrieb demnach folgende Zeilen:

„Durch Geburt bin ich die Leibeigene des Grafen von P——. Alle meine Verwandte sind im Dienste unsers Kaisers gestorben; nur meine Mutter ist noch am Leben. Durch Verkauf wurde ich Eigenthum der Frau von B——. Die Sehnsucht, von meinem Bräutigam, der als Husar im kaiserlichen Heere dient, Nachricht zu erhalten, spornte mich an, mich im Lesen zu vervollkommnen. Dadurch zog ich den Zorn meiner Gebieterin auf mich, die mich fälschlich des Diebstahls

anklagte. — Ich habe den Beweis erlangt, daß der vor anderthalb Jahren über mich geschlossene Kaufvertrag nicht mehr gültig ist. Ich gehöre also dem Kaiser an, und bitte Eure Durchlaucht, sich eines armen Mädchens anzunehmen, das sich vertrauensvoll in Ihren Schutz begiebt.

Wanda."

V.

Man darf den Russen das Verdienst nicht absprechen, daß sie außerordentliche Vorzüge zu würdigen und auszuzeichnen verstehen. — Lomonosson, der Vater der russischen Poesie, war der Sohn eines Fischers; eine Menge hochgestellter Russen verdankt ihre Erhebung einzig ihrem Talente und dem Scharfsinne ihres Monarchen, der es zu würdigen wußte.

Der Gouverneur von Moskau, Fürst S—, ein edler, hochherziger Mann, war sehr begierig, die Bekanntschaft eines jungen Mädchens zu machen, dessen klarer, einfacher Styl, so sehr gegen das Kriechende gewöhnlicher Bittsteller abstach. Der Seltsamkeit wegen, theilte er

das Schreiben einigen hohen Personen und unter Anderm auch dem Grafen von P— — mit, von welchem Letztern er nun die nähern Umstände von Wanda's Flucht aus der Heimath erfuhr, was namentlich das Interesse, welches auch der Graf bereits für seine ehemalige Untergebene fühlte, nur noch erhöhte. So beschloß der Gouverneur endlich, diese Gelegenheit zu benutzen, um der gekränkten Unschuld Genugthuung zu verschaffen, und zugleich den Besitzern von Leibeigenen eine heilsame Lehre zu geben. —

Ohne von dem Zwecke ihrer Anwesenheit unterrichtet zu sein, fand sich am folgenden Abende, auf vorhergegangene Einladung, in dem Palais des Fürsten S— —, eine zahlreiche Gesellschaft hochgestellter Personen versammelt. Die Damen reich geschmückt, die Herren in glänzenden Uniformen, harrten in dem hell erleuchteten Saale erwartungsvoll der kommenden Dinge, als, auf ein Zeichen des Gouverneurs, sich eine Seitenthür öffnete und Wanda

hereingeführt wurde. — Alles beobachtete das tiefste Schweigen. Der Fürst ging dem Mädchen leutselig entgegen, worauf sich die ganze Gesellschaft wie durch einen Zauberschlag erhob.

Beim Anblick so vielen Glanzes verlor Wanda auf einen Augenblick die Fassung; sie legte eine Hand auf ihre geblendeten Augen, während sie die andere krampfhaft auf die Brust drückte, gleichsam als wolle sie ihr klopfendes Herz beruhigen. Endlich machte sie eine Verbeugung gegen die Anwesenden und erhob ihr Haupt mit bescheidener Zuversicht. Ein Gemurmel des Beifalls unterbrach die allgemeine Stille.

— „Wanda," begann der Gouverneur in einem ernsten, ermuthigenden Tone, „Du hast von mir Gerechtigkeit verlangt. — Wenn ich blos mein Gefühl zu Rathe ziehen würde, so spräche ich Dich frei; allein die Gesetze, deren Schutz Du in Anspruch nimmst, verlangen, daß ich Dir einige Fragen vorlege, deren Beantwortung dem richterlichen Ausspruche unerläß-

lich ist. — Vorher aber muß ich Deine Anklägerin vernehmen.“

Frau von B——, Wanda's Gebieterin, welche ebenfalls geladen war, und sich in dem Kreise der Frauen befand, wurde vom Gouverneur vorzutreten ersucht. Verlegen und leichenblaß stand sie jetzt dem jungen Mädchen gegenüber, das noch vor einigen Tagen das Spielzeug ihrer Laune war. Eingeschüchtert durch eine glänzende und aufmerksame Gesellschaft, und im peinigenden Gefühle ihres Unrechts, verwickelte sie sich bald in eine Menge von Widersprüchen, so daß sie am Ende selbst eingestand, sie habe ihrer Leibeignen weiter nichts vorzuwerfen, als daß sie sich Kenntnisse zu erwerben gesucht, die ihrem Stande nicht entsprächen und dem allgemeinen Besten eher schädlich als nützlich sein müßten.

— „Die Verkaufsurkunde ist nicht in Ordnung,“ sagte der Gouverneur, mit finstrer Miene, „und da Sie selbst, Madame, die Anklage auf Diebstahl zurücknehmen, so ist Wanda frei,

und in der That ist sie dieser Freiheit würdig. Sie haben aber ihre Ehre angegriffen, und sind ihr daher Entschädigung schuldig, deren Betrag ich hiermit auf zweitausend Rubel festsetze.“

— „Gnädigster, Durchlauchtigster Herr,“ sagte Wanda mit bewegter Stimme, während ihr die Thränen in die Augen traten, „Sie haben mich für unschuldig und für frei erklärt, mehr verlange ich nicht; meine arme Mutter wird Sie dafür segnen.“

— „Auch sie ist frei,“ rief der ebenfalls anwesende Graf von P——. „Die Mutter, welche Dich unter ihrem Herzen trug, darf keine Sclavin bleiben, und wäre Sie die einzige auf meinen Gütern.“

— „Und ich,“ rief ein Husaren-Oberst, der einen Arm in der Schärpe trug, „ich, meine Tochter, habe noch eine Schuld an Deinen Bräutigam abzutragen . . . Ich bitte Eure Durchlaucht um die Erlaubniß, die Hochzeit bestellen zu dürfen.“

Bei diesen Worten stellte der Oberst dem Gouverneur einen jungen Wachtmeister vor, welcher mit der Hand am Tczako salutirend, unbeweglich vor demselben stehen blieb. — Während dem nahm die liebreiche Fürstin S— ihre sammetne Touque ab und sammelte darin für das Brautpaar die Hochzeitsgeschenke der Anwesenden ein. Das Ergebniß dieser Sammlung war hinreichend, um dem jungen Paare ein anständiges Loos zu sichern. — Die Liebenden umarmten sich, und sie hörten in diesem Augenblicke des Entzückens nichts von den zahllosen Glückwünschen, die von allen Seiten an sie gerichtet wurden.

Nachdem sich die erste Aufregung gelegt hatte, bat der Gouverneur die Gesellschaft, ihm einen Augenblick Gehör zu schenken, und wandte sich darauf an die ihn umgebenden Großen.

— „Meine Herren, die Sie Leibeigene besitzen! Vergessen Sie nie, daß auch unter dem groben Kittel oft ein edles, großer Entschlüsse

fähiges Herz schlägt, und bedenken Sie, wenn blinde Leidenschaft sich Ihrer bemächtigt, daß die Wirkungen Ihres Zornes einen Iwan oder eine Wanda treffen könnten." —

Das Heirathsgesuch.

fähiges Herz schlägt, und bedenken Sie, wenn blinde Leidenschaft sich Ihrer bemächtigt, daß die Wirkungen Ihres Zornes einen Iwan oder eine Wanda treffen können." —

Das Heirathsgesuch.

I.

Baron Emil von Carlsburg war, wider seine Gewohnheit, etwas spät nach Hause gekommen.

Das Leben und Treiben der volkreichen Residenz hatte längst den Tageslauf begonnen und zog geräuschvoll durch die winterlichen Straßen hin. Die Morgensonne eines hellen Februarstages warf bereits seit einigen Stunden ihre blassen Strahlen durch die grünseidenen Fenstervorhänge des Freiherrlichen Kabinets und zerriß dem Schlummernden die letzten Fäden eines ergötzlichen Traumes von Pferden und Hunden, von Tänzerinnen und Sängerinnen und mehreren dergleichen Dingen aus den

nothwendigen Tagesbegebenheiten eines deutschen Dandy. —

Der Baron erwachte.

— „Jean!“

— „Gnädiger Herr . . . “

— „Jean, ziehe mir dort die Gardine ein wenig auf — nur ein wenig. — Jean, wie spät ist's? —“

— „Dreiviertel auf Zehn, gnädiger Herr.“

— „Das ist fatal, Jean; da werde ich aufstehen müssen. — Ist Nichts eingegangen?

— „Sechszehn Karten, drei Briefe und ein Billet von Frau Baronin-Mutter entgegnete Jean sehr dienstfertig.

— „Von wem sind die Briefe?“

— „Gnädiger Herr, das ist mir nicht gesagt worden; aber irre ich nicht, dann ist der eine von der englischen Lady, die so comfortable reitet; der andere von der französischen Mademoiselle, die so himmlisch singt, und der dritte, von der italienischen Signora, die so graziös tanzt.“

— „Mache Fidibus daraus, Jean; — gieb mir das Billet der Baronin. A propos! wie geht's mit Polidor? was macht Nero et famille?"

— „Den Polidor, meint der Arzt, werden Sie binnen wenigen Tagen wieder reiten können. Auch Nero ist guter Dinge, und von den Kleinen haben schon zwei das Tageslicht erblickt."

— „Das ist mir lieb, Jean. Reiche mir den Morgenrock. Die Baronin singt wieder ihr altes Lied," fährt der Baron, das Billet seiner Mutter flüchtig durchlesend, nach einer Pause fort. „Ich soll mich vermählen, Jean."

— „Gnädiger Herr, das scheint ein Lieblingswunsch der Frau Baronin zu sein," entgegnete der Bediente.

— „Es ist heute wieder verteufelt kalt... zwölf Grad."

— „Du meinst ein Lieblingswunsch, Jean? Du kannst Recht haben. Würde ihr auch gern

den Gefallen thun — wenn die Sache sich ohne viele Umstände arrangiren ließe. — Jean das Zahnpulver hat zu viel Kohlenstoff." Bemerkte der Baron, sich die Zähne putzend.

— „Es ist noch etwas frisch, gnädiger Herr."

— „Die Baronin schreibt schon wieder von einer Comtesse Adelaide Clermont . . . Man scheint ein Auge auf sie geworfen zu haben . . . Die Comtesse soll nicht hübsch, aber eine reiche Erbin sein . . . Die Sache ist mir aber zu umständlich . . . müßte die Societät besuchen . . . müßte mich vorstellen lassen . . . Jean, weißt Du keine Frau für mich? Möchte der Baronin gern gefällig sein . . . Sie ist sonst doch nicht von der Sache abzubringen."

— „Für diesen Augenblick wüßte ich nicht, gnädiger Herr. Aber —"

— „Aber? —"

— „Große Noth hat es damit nicht."

— „Laß' hören. — Jean, ich sehe entsetzlich blaß aus. — Nun, laß einmal hören."

— „Schreiben Sie ein Paar Zeilen in die Zeitung, gnädiger Herr.“

— „Jean, Du bist ein vortrefflicher Mensch. A propos! — Nero erhält bis auf meine weitere Bestimmung, täglich drei Quart Milch. Merke Dir das. — Dein Einfall Jean, wegen der Mariage, ist nicht übel. Damit ich's nicht vergesse, so magst Du gleich hingehen Also . . . was schreibt man, Jean? —

— „Wie es gewöhnlich da steht, gnädiger Herr: ein junger Mann in den Zwanzigern . . . wünscht sich zu verheirathen . . .“

— „Das ist zu alltäglich, Jean. Ich werde etwas Anderes schreiben. — Ein junger Mann von Adel wünscht sich zu verheirathen. Damen von gleicher Gesinnung wollen ihre Adressen unter Chiffer X. U. im Königlichen Intelligenz-Comtoir abgeben. — So, Jean, trage den Zettel gleich hin. Kurstraße, Nummer drei und funfzig.“

II.

Die verwittwete Baronin von Carlsburg erwartete heute mit ungewöhnlicher Ungeduld den täglichen Rapport über den einzigen Gegenstand ihrer mütterlichen Zärtlichkeit — über ihren Sohn. — Das tiefe Nachdenken, mit welchem sie im Zimmer auf und abschritt, ließ selbst den flüchtigen Beobachter leicht errathen, daß es sich um Ausführung eines wichtigen Planes handle. Die gute Dame hatte sich diesmal die Erreichung eines Wunsches zum Ziele gesetzt, dem sie vergebens schon seit Jahren mit aller erdenklichen Beharrlichkeit nachgestrebt. Es galt der Vermählung ihres einzigen Sohnes; und was sie bisher durch

die verschiedenartigsten Mittel nicht zu erreichen vermocht hatte, dazu sollte ihr jetzt eine kleine Intrigue verhelfen.

Endlich war das Faktotum des Barons ins Zimmer getreten; — Jean war ein Mensch, der mit aller Geschwindigkeit eines echt-französischen Kammerdieners, sich abmühte, die Pläne seiner generösen Gönnerin mit denen seines widerspenstigen Herrn zu vereinigen.

— „Ach, Jean, kommst Du endlich . . . Habe Dich heute früher erwartet.“

— „Bitte tausendmal um Verzeihung, gnädige Frau Baronin . . . die vielen Geschäfte . . . .“

— „Und was bringst Du mir für Nachrichten von meinem Sohne?“ fragte die Baronin.

— „Der Herr Baron sind so eben ausgeritten.“

— „Mon Dieu! das viele Reiten wird ihm schaden. — Und mein Billet, Jean . . . von welcher Wirkung war es?“

— „Von der besten in der Welt, gnädige Frau," entgegnete der Bediente.

— „In der That? —"

— „Die Sache ist auf gutem Wege, Frau Baronin. Heute Abend steht das „Heirathsgesuch" im Intelligenz-Blatte und in der Vossischen."

— „Mon Dieu, das wäre über Erwarten glücklich! —"

— „So ist es, gnädige Frau."

— „Aber nur behutsam, lieber Jean, nur behutsam. Uebermorgen bringst Du mir die Adressen aus dem Intelligenz-Comtoir."

— „Comtesse Adelaide!" meldete eben das eintretende Kammermädchen.

— „Sehr willkommen! — Adieu, lieber Jean. Also übermorgen die Adressen! — Bon jour ma chère Comtesse! Nun, das ist scharmant . . ."

— „Ich komme nur auf einen Augenblick, Frau Baronin," entgegnete die Eintretende, etwas pressirt.

— „Das ist böse von Ihnen, Comtesse. Wünschte gerade einmal ein Stündchen mit Ihnen zu verplaudern, und — nun ja, ich bin gerade dazu disponirt, Ihnen einmal den Text zu lesen.“

— „Frau Baronin sind bei Laune,“ erwiederte die Angekommene lachend, indem sie Hut und Mantel ablegt. „Wohlan, auf die Gefahr hin, etwas zu vernehmen, das —

— „Ihnen angenehm sein mag? —“

— „Angenehm? Nun desto besser; ich war in Wahrheit schon auf etwas Schlimmes gefaßt.“

— „Wie man's nehmen will, Comtesse.“

— „Frau Baronin machen mich neugierig, Also —“

— „Mein Emil, der arme Junge, will verzweifeln.“

— „Mein Gott, worüber? —“

— „Eine unselige Liebe!“ seufzte die Baronin, während sie die Gräfin mit verstohlenem Blicke beobachtete.

— „Hu! das klingt ja schaurig! — aber darf man nicht wissen, welchem Herzen es gelungen ist . . . “

— „Und das fragt Comtesse Adelaide? Nein, das ist mehr als grausam!“

— „Ha! ha! ha! ha!“ lachte die Gräfin mit der ganzen Koketterie einer herbstlichen Schönen, hell auf, während sie einen selbstgefälligen Seitenblick in den Spiegel warf. „Aber ich bitte Sie, Frau Baronin, auf diese Weise könnte ja die halbe Männerwelt um mich in Verzweiflung gerathen, und . . . “

— „Und Comtesse Adelaide wäre herzlos genug, dem ruhig zuzusehen.“

— „Weil sie keine Silbe davon wüßte.“

— „Verzeihung, Comtesse, — weil man nichts davon wissen will.“

— „Aber ich begreife nicht . . . “

— „Wohlan, Kind, lassen sie uns offen von der Sache sprechen, begann die Baronin nach einer Pause, indem sie der Comtesse einen Sessel reichte und sich dann neben sie niederließ.

„Mein Sohn liebt Sie . . . liebt Sie mit der ganzen Glut, deren sein leidenschaftliches Gemüth fähig ist.“

— „Himmel! wie soll ich das aber errathen?“ rief die freudig überraschte Gräfin, während ein mattes Roth ihre bleichen Wangen färbte. — „Der Baron ritt erst gestern drei Mal an meinem Fenster vorüber . . . Ich sage Ihnen drei Mal, gnädige Frau . . . Und . . . ich stand freilich hinter der Gardine . . . aber er sah auch nicht Einmal zu mir herauf.“

— „Schüchternheit, Comtesse . . . vielleicht auch die Furcht vor einem mißlichen Erfolge seiner Aufmerksamkeit . . .“

— „Frau Baronin . . . Lassen Sie uns davon abbrechen.“

— „Adelaide, Sie sind nicht aufrichtig.“

— „O, gewiß, gewiß, ich bin's . . . Die Entdeckung überrascht mich, und . . . ich muß gestehen . . .“

— „Sprechen Sie, Kind —“

— „Ich fühle mich nicht ohne Theilnahme für den Baron . . . Doch jetzt . . . Frau Baronin, lassen Sie uns jetzt abbrechen.“

— „Lassen Sie sich umarmen, Comtesse! —“

III.

Am Vormittage des dritten Tages nach diesem Gespräche, erwartete die Baronin wieder mit einiger Ungeduld den Gehülfen ihrer unschuldigen Intrigue, an deren Gelingen sie nun nicht mehr zweifelte. — Sie wollte ihren Sohn schlechterdings vermählt sehen; und da er sich nicht bewegen ließ, nach Gefallen selbst eine Wahl zu treffen, so war der zärtlichen Mutter diejenige Partie die willkommenste, welche ihr bei der kleinen List, mit welcher sie den Widerspenstigen unter die Haube zu bringen gedachte, am bequemsten zu sein schien. — Comtesse Adelaide war eine von denjenigen Rosen im Flor der Grazien, die im Frühjahre nicht

gepflückt werden, weil sie gar zu leicht stechen, und im Herbst unberührt bleiben, weil sie verblüht sind. Sie war reich an Jahren, alt an Ahnen und wohlhabend an Gütern dieser Erde. Diese drei Eigenschaften genügten unserer mütterlichen Baronin. Die erstere gab ihr Bürgschaft, daß man sich ihrem Willen leicht fügen werde, und die beiden letztern sollten die Sache zu einer sogenannten „annehmbaren Partie“ machen. Der erste Anlauf, welchen sie in der letzten Unterredung auf das Herz ihrer gräflichen Schwiegertochter in spe, unternommen, hatte ihre Voraussetzung vollkommen bestätigt, und es schien ihr nun nicht mehr fehlen zu können.

Endlich kam der Erwartete.

— „Ah, bist Du endlich da, Jean!“ rief ihm die Baronin entgegen.

— „Verzeihen Sie, gnädige Frau, daß ich so spät komme. Der Andrang im Intelligenz-Comtoir . . . Hier bringe ich 136 mit X. U. bezeichnete Adressen.“

— „Mon Dieu! Hundert sechs und dreißig!“

— „Ja, Frau Baronin, es ist etwas stark. Jedoch die Zeiten bringen es so mit sich; — man spricht von Krieg . . . Nun da sieht sich Jeder nach einem Beschützer um,“ entgegnete der discrete Bediente, mit einem selbstgefälligen Lächeln über seine witzige Bemerkung.

— „Wohlan denn, die Zeit ist kurz. Hier, mein lieber Jean,“ sagte darauf die Baronin, indem sie ein mit „X. U.“ adressirtes Billet aus ihrem Schreibpulte nahm und es dem Bedienten einhändigte, „dieses Billet ist für meinen Sohn. Du versteh'st mich schon . . . Aber sei hübsch behutsam. Gebe Dir das Ansehen, als ob es Dich befremde, daß nur diese eine Adresse eingegangen, und versuche Dein Möglichstes, im Falle er sollte Anstand nehmen wollen, die Redoute zu besuchen. — Ah, sieh da! Comtesse Adelaide!“ unterbrach sich hier, froh überrascht, die Baronin, indem sie der unerwartet eintretenden Comtesse entgegen ging. — „Adieu, Jean,“ wandte sie sich darauf an den Bedienten. „Meine Empfehlung an den Baron.“

Jean ging. —

— „Das ist scharmant, meine liebe Comtesse, daß Sie sich beeilt haben,“ begann die Baronin, nachdem die Angekommene Platz genommen hatte. „Es bleibt doch also dabei... wir besuchen die Redoute? —“

— „Mama hat's erlaubt, gnädige Frau; aber . . . “

— „Noch ein Aber? —“

— „Ich für meine Person, bin noch nicht ganz entschlossen.“

— „Sie? Noch nicht entschlossen? Mon Dieu! das würde meinem Emil den Tod geben. Sie glauben nicht, Comtesse, mit welcher Zuversicht er mir das Versprechen abnahm, auf ein halbes Stündchen mit Ihnen die Redoute zu besuchen. Der arme Baron ist schüchtern, und glaubt in Ablegung seiner Geständnisse kühner zu sein, wenn Ihnen die Maske sein Angesicht verbirgt. Also keinen Einwand mehr?“

— „Nun, so mag es sein. Aber auf Ihre Verantwortung, Baronin.“

— „Sie sind ein Engel, Comtesse . . .!“

— „Um welche Zeit also?“ fragte die Gräfin.

— „Um halb Zehn. Doch — noch Eins, Comtesse. Wir könnten uns im Gedränge der Masken leicht verlieren, und das wäre fatal. Besorgen Sie sich also eine blaue Schleife am rechten Arm.“

— „Gut, Baronin. Also um halb Zehn...“

— „Punkt halb Zehn fahre ich bei Ihnen vor.“

IV.

Es war am 23. Februar 1841, als die kalte und unfreundliche Witterung den Baron den Tag über an sein Zimmer gefesselt hatte.

— „A propos, Jean! Möchte 'was Pikantes lesen," rief der Freiherr, auf dem Sofa hingestreckt, seinem Factotum zu. „Sind die Adressen aus dem Intelligenz-Comtoir noch nicht eingegangen? —"

„So eben, gnädiger Herr, bin ich damit angelangt; allein es ist fast unglaublich . . . Wohl möglich, daß die kurze Abfassung ihrer Annonce daran schuld ist . . . "

— „Woran?"

— „Daß nur eine einzige Dame gleicher Gesinnung mit Ihnen zu sein scheint, gnädiger Herr; denn es ist nur Eine Adresse eingegangen. Wenn Sie lesen wollen . . . hier, gnädiger Herr.“

— „Das thut mir leid, Jean. Rechnete schon auf die pikante Lektüre eines halben Hunderts weiblicher Curiosa.“

— „Ich glaubte wenigstens ein volles Hundert zu fischen.“

– „Pah! der Sache selbst, Jean, ist das gleich. Mehr als Eine könnte ich doch nicht heirathen, und würde dabei noch die Mühe der Wahl gehabt haben. Also laß einmal sehen,“ erwiederte gähnend der Baron, öffnete leise das Billet und las:

„„Die unterzeichnete Dame theilt Stand und Gesinnung mit Ihnen. Auf der morgenden Redoute des Herrn Hoguet werden Sie dieselbe an einer blauen Schleife am linken Arme erkennen. v. S.““

„Das ist mir angenehm, Jean,“ sagte der Baron, indem er das Billet wieder zusammenfaltete, mit großer Selbstzufriedenheit zu seinem Bedienten. „Hätte die Redoute ohnedies besucht. Also heute Abend, Jean, — helfe mir daran denken: eine blaue Schleife auf dem rechten Arme.“

— „Bitte um Verzeihung, gnädiger Herr; auf dem linken Arme.“

— „Auf dem linken? — Du hast Recht, Jean. Besorge mir also einen Domino.“

— „Von welcher Farbe?“

— „Schwarz. Kann die hellen Farben nicht leiden.“

— „Die schwarze Farbe, gnädiger Herr, ist nicht erlaubt im Domino.“

— „Nicht erlaubt? — Ja, richtig; mich dünkt ich hätte es irgendwo gelesen. Nun, so nimm einen blauen. Sage auch dem Valentin, daß er um neun Uhr vorfahre; will um Zehn wieder zurück sein.“

V.

Die Redoute war in vollem Anzuge. Männer und Frauen, Jünglinge und Jungfrauen, Greise und Matronen, Masken und Charaktere von allen Farben und aus allen Himmelsgegenden, bildeten ein buntes Gemisch, das in den hell erleuchteten Räumen fröhlich auf und niederwogte.

Baron von Carlsburg, in einen blauen Domino gehüllt, war vor etwa einer viertel Stunde eingetreten und hatte sich seit einigen Minuten vergebens bemüht, einer lieblichen Tyrolerin habhaft zu werden, die leichten Fußes das bunte Gewühl durchschwärmte. Endlich

nöthigte sie das Gedränge der Masken, ihrem Wege eine andere Richtung zu geben. Der Baron gewann dadurch einen Vorsprung und stand in wenigen Augenblicken vor dem Gegenstande seiner Verfolgung.

— „Schöne Maske . . .“ redete er die Tyrolerin an.

— „Schöner Herr . . .“

— „Die blaue Schleife auf dem linken Arme ist das Symbol der Beständigkeit.“

— „Und nichts mehr? —“

— „Ein Leitstern, der mich dem schönsten Glücke entgegen führen soll?“ —

— „Sind Sie aufrichtig?“

— „Die Aufrichtigkeit selbst. Darf ich um Ihren Arm bitten, schöne Maske, um an einem einsamern Orte mir diese schöne Hand zu gewinnen?“

— „Bitte — dort links . . . . Es scheint dort noch ziemlich leer zu sein.“

— „So. Wir sind nun am Ziele,“ nahm der Baron das Wort, nachdem er mit der Ty-

rolerin den bezeichneten Ort erreicht hatte. Nun geben Sie meinen Bitten nach; lassen Sie nicht länger diese neidische Larve mir das schöne Antlitz verbergen!“

— „Wer bürgt Ihnen für das schöne Antlitz?“

— „Mein Herz, schöne Maske.“

— „Das Herz täuscht oft, und am leichtesten in diesen Gemächern, wo Niemand gern scheint, was er ist.“

— „Diesmal, schöne Maske, täusche ich mich nicht, gewiß nicht; ein Gefühl sagt es mir . . . Ein Gefühl, das mir stets die Verkünderin irgend eines Glückes ist.“

— „Nun denn, mein Herr; — Zug um Zug. Ihrem Beispiel werde ich folgen. —“

Der Baron demaskirte sich. —

— „Wie? Baron C . . . Sie! — —“ rief plötzlich die Tyrolerin mit allen Zeichen großer Ueberraschung.

— „Sie kennen mich, schöne Maske?“ fragte der Baron betroffen. „Nun, desto besser;“

setzte er dann wieder in seinem gewöhnlichen muntern Tone hinzu, „so werden wir bald wissen, was wir von einander zu halten haben. Bitte also: Sie wollten meinem Beispiele folgen."

— „Herr Baron . . . Es ist unmöglich!"

— „Unmöglich? — Schöne Maske, wie erkläre ich mir das? —"

— „Herr Baron . . . ich bitte, ich beschwöre Sie, mich zu verlassen! —"

— „Himmel! Diese Stimme . . . Marie!"

— „Ja, Marie! — Leben Sie wohl, Herr Baron!" entgegnete die Maske in höchster Aufregung, wie von einer schmerzlichen Erinnerung ergriffen, und eilte der Thür zu.

— „Mädchen — Engel! — Nein ich lasse Dich nicht!" rief der Baron, die Fliehende zurückhaltend. „Sieh, zu Deinen Füßen will ich sterben . . ." . . .

— „Herr Baron stehen Sie auf . . . Man könnte uns überraschen . . ."

— „Marie! Du bist die Meine? —"

— „Herr Baron, dürfte ich Ihnen angehören, so geschähe es mit all' der Liebe, welche mein armes Herz für Sie zu empfinden noch nicht verlernt hat. Allein, Herr Baron, Sie kennen die feindlichen Verhältnisse unserer Väter . . . der meinige — ist hinüber!" setzte Marie seufzend hinzu.

— „Engel! Du darfst, Du mußt mir angehören! Ich lasse Dich nicht, ich darf Dich jetzt nicht lassen, da der Himmel selbst Dich mir in die Arme geführt hat. Höre mich:"

„Jahre sind es her, als ich Dich, süße Marie, das erste Mal sah, und Dich liebte. Noch kannte ich Deinen Familien-Namen nicht. Doch tief und klar fühlte ich, daß es nur Deiner Hand vorbehalten sei, mir den Himmel dieses Lebens zu erschließen. In diesen Augen, in diesen seelenvollen Augen las ich die Bestätigung dessen, was meine wonnetrunkene Seele nur schüchtern zu ahnen wagte. Ich fand Gegenliebe. An diesem theuern Herzen athmete ich der edelsten Gefühle beseligende Erwiederung ein,

und war glücklich. — Da erfuhr ich Deinen Namen — und vernichtet war mein Glück, war all' mein Hoffen. — die jahrelangen Mißhelligkeiten unserer Väter waren die unübersteigbare Kluft, die sich unserm Bündnisse feindlich entgegenstellte. — Wenige Wochen später hatte der Zufall Dir meinen Namen und Deinem Vater das Geheimniß unserer Liebe verrathen. Seit jener Zeit warst Du aus dem elterlichen Hause verschwunden. Alle meine Nachforschungen, Deinen Aufenthalt zu erfahren, waren vergebens. Da empfing ich plötzlich einen Brief, aus Paris datirt, in welchem Du mir mit gebrochenem Herzen Lebewohl sagtest und mit der ganzen Glut Deiner reinen Liebe mich beschworst, Dir zu entsagen, wenn nicht der Fluch Deines Vaters Dich treffen solle. Das war zu viel für meine von allen Qualen der Liebe und Sehnsucht gefolterte Seele. Ich verfiel in eine Krankheit, die mich dem Grabe nahe brachte. — Als ich nach Verlauf eines Jahres genesen war, schwebte die Vergangenheit

nur noch wie ein dunkler, schmerzlicher Traum vor meinem erschöpften Bewußtsein. Abgestorben war ich der Erde und ihren Freuden. — Zwei Jahre darauf rief der Himmel Deinen Vater aus diesem Leben ab. Der Meinige folgte ihm bald nach. Dort, über den Sternen werden sie den Frieden schließen, den sie auf Erden miteinander nicht finden konnten. — Ich wurde Herr eines bedeutenden Vermögens. Ich ward unumschränkter Gebieter der ausgedehntesten Besitzungen. Doch mein niedergebeugtes Gemüth blieb unverändert dasselbe. Abgeschlossen von dem Geräusche des Lebens, huldigte ich den Thorheiten der modernen Männerwelt, nur um die Zeit zu tödten, die mich vollends zu verzehren drohte. — Vergebens waren seit Jahren die dringlichsten Bitten meiner guten Mutter, mich zu vermählen, bis ich endlich, gerührt von der Beharrlichkeit ihres gerechten Wunsches, demselben nachgab. Indeß faßte ich zugleich den Vorsatz, daß mein Entschluß, der mich zum Altare führen sollte, an meiner bisherigen von der

Gesellschaft abgeschlossenen Lebensweise, nichts ändern dürfe. — So überließ ich denn dem Zufalle mein eheliches Geschick, und wohl mir, daß ich es that! denn dieser Zufall war mein guter Stern; er ließ mich Dich, Dich theure Marie, wiederfinden, um mich niemals mehr von Dir zu trennen! —"

— „Und Ihre Mutter, Baron? —"

— „Sie wird mich segnen, wenn sie mich glücklich sieht."

— „Sind Sie dessen gewiß? —"

— „So gewiß, Marie, als ich diese Hand nicht eher von diesem Herzen lasse, bis ich ein „ewig Dein" von Deinen Lippen höre!"

— „Emil, wenn es der Wille dessen ist, der unser Wiederfinden so wunderbar gefügt hat, so erneure ich den Schwur, den ich schon einmal in Ihre Hand gelegt. — Sprechen Sie mit meiner Mutter," lispelte Marie, ihr schönes Haupt an des Barons Schulter lehnend.

— „Marie, Engel! — Du giebst mir neues Leben . . . "

— „Emil — man kommt! Bitte, nehmen wir die Larve vor.“

— „Zwei Damen ... Die ältere sollte ich kennen,“ bemerkte der Baron, als er zwei weibliche Masken daher kommen sah. „Die jüngere trägt eine blaue Schleife auf dem rechten Arme? — Sonderbar! — “

— „Sie kommen hierher,“ setzte Marie etwas verlegen hinzu.

— „Sehe ich recht? — Meine Mutter!“ rief der Baron überrascht, als die Masken näher gekommen waren.

— „Mein Sohn hat ein scharfes Auge,“ erwiederte die ältere der angekommenen Masken, während Sie sich schnell demaskirte, „und meine Begleiterin, mein Sohn . . . Erräth'st Du nicht . . .?“ fragte die Baronin.

— „In der That, gnädige Frau, da dürfte mir das Errathen in diesem Augenblicke schwer werden; denn hier ist ein Gegenstand . . .“ entgegnete der Gefragte, mit einem Blicke auf Marie.

— „Ah, — Verzeihung... Ich sehe, ich habe gestört..." sagte die Baronin und wollte sich zurückziehen.

— „Nein, theure Mutter; erwünschter konnten Sie niemals kommen, als eben jetzt," erwiederte der glückliche Baron. „In dieser jungen Dame stelle ich Ihnen Fräulein Marie von Schlettau, meine künftige Verlobte vor."

— „Mon Dieu! wie ist das möglich?" rief in höchster Ueberraschung die Baronin.

— „Auf die wunderbarste Weise von der Welt. Doch, gnädige Frau, Ihrer Begleiterin scheint übel zu werden," bemerkte der Baron erschrocken, auf die Letztere beziehend, welche, dem Umsinken nahe, sich an einen Pfeiler lehnte. — Folgenden Tages war der Baron, den jetzt plötzlich ein neuer, lebensfroher Geist beseelte, bei Frau Generalin von Schlettau, Mariens Mutter, vorgefahren, um sich die Hand seiner so wunderbar wiedergefundenen Angebeteten zu erbitten, die er denn auch in aller

Form zugesagt erhielt. — Als unmittelbar darauf der Bräutigam seine „Zukünftige" der Baronin-Mutter vorstellte, gab diese nicht nur ihren Segen, sondern, erfreut über den glücklichen Ausgang ihres mißlungenen Heirathsprojektes, auch noch die Lösung desjenigen Theiles dieser Begebenheit, den unsere Liebenden noch nicht aufzuklären vermocht hatten.

Marie von Schlettau war nämlich erst vor wenigen Tagen aus Mons, wo sie seit sechs Jahren bei einer entfernten Verwandtin gelebt hatte, wieder in Berlin angelangt. Auf Veranlassung ihrer ältern Schwester, hatte sie, in Folge des Freiherrlichen Heirathsgesuches, eine Adresse in's Intelligenz-Comtoir befördert, worin sie sich dem Heiraths-Candidaten „à la mode" an einer blauen Schleife am linken Arme kenntlich machte, und die folgenden Tages stattfindende Redoute, als Zusammenkunftsort bestimmte, um denselben — nicht zu heirathen, sondern — ein wenig aufzuziehen.

Der Zufall fügte es nun, daß die Baronin die für den Baron eingegangenen und von ihr unterschlagenen 136 Adressen nicht gelesen, und in dem untergeschobenen Billet, welches sie ihrem Sohne als das einzige eingelaufene zustellen ließ, dasselbe Erkennungszeichen am rechten Arme, so wie denselben Zusammenkunftsort gewählt hatte.

Der Baron sah nun in seiner Zerstreuung nicht nach dem Arme, sondern nach der Schleife, und fand — was er recht eigentlich gesucht hatte: nämlich eine junge Dame, die schon lange „gleicher Gesinnung" mit ihm war. —

Eine Bekehrung.

Der Zufall fügte es nun, daß die Baronin die für den Baron eingegangenen und von ihr unterschlagenen 136 Adressen nicht gelesen, und in dem untergeschobenen Billet, welches sie ihrem Sohne als das einzige eingelaufene zustellen ließ, dasselbe Erkennungszeichen am rechten Arme, so wie denselben Zusammenkunftsort gewählt hatte.

Der Baron [illegible] seine Aufforderung [illegible] nach dem Arme, sondern nach der Schleife, [illegible] was er recht eigentlich gesucht hatte, nämlich eine junge Dame, die schon lange [illegible] mit ihm war. [illegible]

[illegible]

I.

Eine alte, schmucklose Sänfte, von zwei Dienern getragen, deren Livree schon ziemlich abgenutzt war, suchte sich durch die Reihen prachtvoller Equipagen, die in der Nähe des Palais=Royal hielten, mühselig einen Durchgang zu gewinnen.

Es war Ausgangs Januar des Jahres 1718. Mit jeder Minute schneite es heftiger. Der Himmel war gleichsam mit einer grauen Decke überzogen. Ein scharfer Nord=West=Wind peitschte die großen Schneeflocken und machte das Gehen höchst beschwerlich.

Endlich vor dem Palais angekommen, hielt die Sänfte. Ein junger Mann sprang heraus,

hüllte sich dichter in seinen weiten dunkeln Mantel, gab den Trägern der Sänfte einige Geldstücke und beeilte sich dann die Treppe hinauf zu steigen, die in verschiedenen Windungen nach der Belle-Etage führte. — Oben angelangt, verrieth sein neugieriger, unstät umherschweifender Blick, daß er diese Räume zum ersten Male betreten. Die zahlreiche Versammlung von vornehmen, mit Orden geschmückten Herren, machte ihn Anfangs etwas bestürzt, und mit sichtbarer Befangenheit und Aengstlichkeit verbeugte er sich Links und Rechts, ohne daß Jemand der Anwesenden Notiz davon zu nehmen schien.

Der angekommene Fremdling hatte noch nicht Platz genommen. Sein schönes, ausdrucksvolles Auge schweifte im Saale umher, als ob er sich nach einem Bekannten oder Jemand umsähe, den er hier zu treffen hoffe, als er sich plötzlich auf die Schulter geklopft fühlte. Er wandte sich erschrocken um und stand vor einem schönen jungen Manne von etwa drei und

zwanzig Jahren, dessen ausgesuchte, geschmackvolle und reiche Kleidung, in Verbindung mit der ausgezeichneten Tournüre, auf einen hohen Stand schließen ließ.

— „Zum Teufel, Cadmus! Was wollt Ihr hier?" redete derselbe unsern Fremdling an, der Niemand Anderes, als der geniale Sänger und dramatische Künstler Caucher eau war, der auch gewöhnlich Cadmus genannt wurde.

— „Auf Geheiß Seiner Königlichen Hoheit, des Regenten, bin ich hierher gekommen, Herr Herzog," entgegnete mit einer tiefen Verbeugung der Gefragte.

— „Nicht übel, bei meiner Ehre, gar nicht übel!" rief der Herzog von Richelieu aus, der auf des Schauspielers Antwort gar nicht zu achten schien, sondern mit den Blicken eines Kenners, unaufhörlich dessen Anzug musterte. „Auf Ehre, Cadmus, Ihr besitzt einen haut-gout sonder Gleichen. In dieser Kleidung und mit dieser comfortablen Figur, müßt Ihr, zumal wenn Ihr Euren Rang und Namen ignorirt,

bei den Weibern großes Fortüne machen. Und trotz dem scheint es mir doch, als ob ihr nicht Eine der vielen Zauberinnen bemerktet, die an unserm Hofe ihre gefährlichen Teufelskünste üben."

— „Verzeihung, Herr Herzog, dennoch giebt es Eine..."

— „Und die wäre?" fragte der Herzog.

Cadmus nahm eine freie, zutrauungsvolle Miene an und sagte lächelnd:

— „Herr Herzog, ich zweifle nicht daran, daß Sie alle Damen des Hofes kennen. Diejenige, die ich meine, ist schön, ja sehr schön; aber leider..."

— „Nun? —"

— „Sie ist stumm."

— „Stumm?" fragte laut auflachend der Herzog. „Cadmus, ihr seid wohl nicht bei Trost. Es wäre bisweilen verwettert hübsch, wenn manche Frauenzimmer unseres Hofes stumm wären, allein ich versichere Euch auf Ehre, daß wir bis jetzt noch kein Einziges solcher discreten

Exemplare besitzen. Doch, wie heißt denn Eure stumme Schöne oder schöne Stumme?"

— „Bathilde."

— „Bathilde? Hm! Der Name ist mir ganz unbekannt," entgegnete der Herzog. „Ich glaube, Cadmus," fuhr er nach einer Pause fort, „daß man Euch getäuscht hat. Wo habt Ihr die Dame gesprochen?"

— „Ich habe noch niemals mit ihr gesprochen, sondern sie nur gesehen."

— „Und wo?"

— „Als ich vor einigen Tagen über den Pont-neuf ging, fuhr ein Wagen ganz in meiner Nähe, ein kleines Mädchen über, das dort Aepfel zum Verkauf bot. Auf das Geschrei des Kindes, hielt der Wagen und zwei Damen stiegen heraus. Eine davon war noch jung und ausnehmend schön. Bleich vor Schrecken drängte sie sich durch die Volksmenge, lief zu dem Kinde hin und hob es auf. Ihr Auge drückte dabei die lebhafteste Unruhe, die größte Besorgniß aus. Unterdessen erkundigte sich die

ältere der beiden Damen nach der Wohnung des Kindes und befahl ihrem Bedienten, dasselbe in den Wagen zu heben. Ich selbst war dabei behülflich, so gut ich konnte. Die ältere Dame bezeigte mir darüber ihren Dank, wogegen die jüngere während des ganzen Vorfalles kein Wort sprach, sondern, als der Wagen davon fuhr, nur sanft ihre Lippen bewegte, ohne einen Laut von sich zu geben, und im Wegfahren mich durch ein freundliches Kopfnicken grüßte."

— „Aber mein guter Cadmus," sagte jetzt der Herzog, welcher der Erzählung des jungen Künstlers mit großer Aufmerksamkeit zugehört hatte, „das Alles giebt mir ja keinen Beweis, daß Eure stumme Schöne sich am Hofe aufhalte. Ja eher könnte ich glauben, daß sie in der Stadt oder in einer der Vorstädte wohne."

— „Aber die Livree ihrer Dienerschaft, war die des Hauses Orleans."

Ueber diesen Umstand stutzte der Herzog von Richelieu, der damals der vertrauteste Freund

des Regenten, des Herzogs von Orleans, und in dessen Familien ein täglicher, gern gesehener Gast war. Er strich sich, wie in Nachdenken verloren, mit der Hand über die Stirn, und fragte dann nach einer Pause:

— „Cadmus, seid ihr ganz sicher, daß Eure Dame Bathilde heißt und stumm ist?“

— „Wenn die Dame nicht stumm gewesen wäre, so würde sie, wie sich annehmen läßt, an das Kind, dem sie so große Theilnahme bezeigte, oder an mich ein Wort gerichtet haben. Doch vielleicht giebt Eurer Hoheit dieses Medaillon, das ich, nachdem die Damen sich wieder entfernt hatten, an der Stelle fand, wo sie ausgestiegen waren . . . “

— „Ihr faselt, guter Freund,“ sagte Richelieu, drehte sich lachend um und ließ den armen Cadmus bestürzt stehen.

Die Unterhaltung wurde jetzt allgemein. Man scherzte, lachte, und der ebenfalls anwesende junge Voltaire, ergoß sich in beißenden Witzen. Plötzlich beobachtete die ganze Gesell-

schaft ein tiefes Schweigen. Es öffneten sich die zu den Gemächern der Herzogin von Orleans führenden großen Flügelthüren. Ein Kammerherr gab den anwesenden Hofleuten das Zeichen, sich zu nähern, worauf leichten Schrittes und unter Beobachtung ihres Ranges, die Gesellschaft sich erhob. —

II.

Im Salon der Herzogin von Orleans befand sich der Regent, ihr Gemahl, das Fräulein von Chartres, ihre Tochter, so wie einige ihrer Hofdamen, versammelt.

Als die gewöhnliche Empfang-Ceremonie beendet war, näherte sich der Herzog von Richelieu dem jungen Cadmus, klopfte ihn auf die Schulter und fragte ihn leise, mit einem Blick auf die anwesenden Damen:

— „Nun, ist sie unter diesen? —"

— „Ja, Herr Herzog," entgegnete ebenfalls leise der Gefragte. Dort, der Prinzessin Seraphine gegenüber, in dem weißen Atlaskleide..."

— „Wie? Das ist Eure stumme Bathilde...?“ fragte der Herzog lächelnd. „Bei meiner Ehre, vortrefflich! Nun, Ihr Beide würdet ein hübsches Paar abgeben... Aber ich will verdammt sein, wenn ich Euch nicht vorstelle. Folgt mir . . .“

Somit zog der Herzog den erstaunten Künstler mit sich fort und bald standen Beide vor der bezeichneten Dame.

Richelieu, der für den gewandtesten Cavalier des Hofes und seiner Zeit galt, redete dieselbe sofort an:

— „Ich bitte unterthänigst um die Erlaubniß, Ihnen einen jungen Mann vorstellen zu dürfen, der sich um die Occasion in Verlegenheit befindet, sich Ihnen zu Füßen zu werfen, um Ihnen ein Medaillon einzuhändigen, das Sie neulich bei einer menschenfreundlichen Handlung verloren.“

Darauf kehrte sich der Herzog um, ließ seinen Begleiter vor der Dame stehen und knüpfte anderweitig ein Gespräch an.

Der arme Cadmus war plötzlich wie aus den Wolken gefallen. Schüchtern zog er aus seiner Brusttasche ein kleines, goldenes blau emaillirtes Medaillon und überreichte es der Unbekannten.

— „Ich danke Ihnen,“ sagte dieselbe, während sie das Medaillon in Empfang nahm, und fügte dann mit einer sichtbaren innern Bewegung hinzu: „es ist das Bild einer geliebten Freundin.“

Außer sich vor Freude, die Dame seines Herzens sprechen zu hören, machte Cadmus eine lebhafte Bewegung, indem er ausrief:

— „Wie? Sie sind also nicht stumm?“

Die junge Dame richtete ihr großes blaues Auge überrascht auf den Schauspieler, während eine hohe Purpurröthe ihr schönes Gesicht überzog, und sagte dann zögernd:

— „Nein, mein Herr!“

— „Ich glaubte es,“ stotterte beschämt der junge Künstler, „und bitte dieses Irrthums wegen tausend Mal um Verzeihung.“

— „Ich habe einen Fehler ... der mich oft stolz ... hochmüthig erscheinen läßt,“ sagte die junge Dame schüchtern und in abgebrochenen Sätzen. „Man glaubt bisweilen,“ fuhr sie nach einer Pause fort, „es sei Verachtung, die mich nicht antworten läßt. Allein ... ich kann nicht anders ... ich stottere, und die Beschämung ... der ich mich auszusetzen fürchte ... ist sehr oft der Grund meines Schweigens.“

— „Sie sind zu herablassend, mein Fräulein, sich vor mir zu entschuldigen; vor mir, der ich überzeugt bin, so tief unter Ihnen zu stehen ...“

— „Wissen Sie nicht, daß ich Fräulein von Chartres bin?“ fragte lächelnd die junge Dame.

— „Fräulein von Chartres?“ unterbrach sie Cadmus, der vor Schreck die Farbe wechselte. „Fräulein von Chartres? die Tochter des Regenten? Ich bin des Todes! —“

Richelieu, der seinen Mann von Ferne beobachtete, warf ihm einen schadenfrohen Blick zu

und schien daran seine Freude zu haben, daß jetzt plötzlich der Herzog auf seine Tochter zuging und so ihre Unterhaltung mit dem jungen Künstler unterbrach:

— „Meine kleine Nonne," sagte er lächelnd, „wird doch morgen auch zur Oper kommen? Wir werden unsern Cadmus dort sehen."

— „Ich? Warum sollte ich nicht? antwortete die Prinzessin, wie aus einem Traume auffahrend.

— „Aber, Kind, Du brächtest Deine Seele in Gefahr, wenn Du diesen Ort des Verderbens besuchtest," fuhr der Herzog scherzend fort.

— „Ich . . . werde kommen," sagte die Prinzessin, mit einiger Empfindlichkeit, ernst und feierlich.

III.

Am folgenden Abende war im Theater eine große und glänzende Zuschauermenge versammelt. Die Loge des Herzogs von Orleans war mit prächtig geschmückten Damen besetzt.

Schon war der Vorhang in die Höhe gegangen. Aller Blicke richteten sich erwartungsvoll auf die Bühne. Nur Fräulein von Chartres, welche in der vordern Reihe der herzoglichen Loge saß, schien mit einem andern Gegenstande beschäftigt zu sein. Ihre Augen schweiften rings umher und schienen Jemand zu suchen. Ungeduld, Hoffnung, Unwille malten sich abwechselnd auf ihrem schönen Angesichte. Plötzlich wandte sie sich gegen ihre Schwester:

— „Adele," sagte sie, „erinnerst Du Dich wohl noch jenes jungen Mannes, den mir gestern der Herzog von Richelieu vorgestellt hat?"

— „Ja wohl," erwiederte Fräulein von Valois ziemlich gleichgültig, „dort kannst Du ihn sehen," setzte sie hinzu, indem sie mit ihrem Fächer auf die Bühne wies.

— „Wo denn? Ich sehe ihn nicht."

Fräulein von Chartres hatte ihren Blick mehr nach den Logen als nach der Bühne gerichtet gehabt.

— „Siehst Du denn nicht dort den jungen Mann, dicht an der Coulisse? —"

Fräulein von Chartres konnte vor Erstaunen kein Wort hervorbringen. Ihr Blick ruhte unverwandt auf der Bühne, bis der Vorhang fiel. Thränen traten ihr in die Augen und Wehmuth drückte sich in ihren Zügen aus.

— „Aber, liebe Schwester, wie kann Dir das Stück solchen Kummer verursachen," fragte das Fräulein von Valois.

— „Nicht das Stück ist es, meine Liebe," antwortete Adelaide mit einem leisen Seufzer, „das mir Thränen entlockt. Caucherau's Schicksal, der ewig verdammt ist, macht mir Kummer."

— „So rathe ich Dir, ihn zu bekehren," erwiederte lächelnd ihre Schwester.

Diese Worte, die ohne Ueberlegung ausgesprochen waren, nahm das unschuldige und fromme Mädchen im Ernste auf, und am folgenden Morgen sandte sie dem gefeierten Sänger folgende Zeilen:

„Mein Herr!

In Betreff Ihres Seelenheiles, muß ich mit Ihnen sprechen. Finden Sie sich daher um zwei Uhr an der Thür meines Zimmers ein. Ich habe dafür gesorgt, daß Sie daselbst Jemand erwarten und zu mir führen wird.

Adelaide von Chartres."

Cadmus war trunken vor Freude, als er diese Zeilen gelesen hatte, und mit Ungeduld erwartete er die bezeichnete Stunde. Frühzeitig fand er sich an dem bestimmten Orte ein. Eine

Kammerfrau erschien und führte ihn in das Empfangzimmer der Prinzessin. Als er daselbst eintrat, fand er Letztere knieend vor einem Krucifix. Sie schien andächtig zu beten. Nach einigen Sekunden erhob sie sich und ging ihrem Gaste, achtungsvoll lächelnd, einige Schritte entgegen:

— „Ich . . .“ sagte sie stotternd, „ich . . . erwartete Sie, mein Herr.“

Obgleich diese wohlwollenden Worte den Schauspieler in Entzücken versetzten, so blieb dennoch eine gewisse Schüchternheit in ihm zurück, die jedoch im Laufe des Gespräches einer Kühnheit wich, von welcher sich Caucherau augenblicklich keine Rechenschaft zu geben wußte. Er warf sich der Prinzessin zu Füßen und stammelte Worte der Liebe. . . . .

Fräulein von Chartres erblaßte. Sie stützte sich auf die Lehne ihres Betstuhles und befahl dem jungen Künstler aufzustehen. Cadmus gehorchte und suchte seine Verwirrung unter einem Lächeln zu verbergen.

— „Verzeihen Sie, Hoheit, meine namenlose Freude," sagte er endlich etwas gefaßter, „aber ich bin zu glücklich . . . zu glücklich . . . "

— „Zu glücklich . . .? und weshalb, mein Herr?" fragte die Prinzessin mit aufrichtigem Erstaunen.

— „Durch den Befehl, der mich zu Ihren Füßen geführt hat."

Adelaide weinte laut und bedeckte ihr Gesicht mit beiden Händen.

— „Sie weinen," fuhr er fort, „Sie weinen und sprechen kein Wort . . ."

— „Ach!" erwiederte sie, hingerissen durch jene Worte, die mit Wehmuth gesprochen, tief in ihrer Seele wiederhallten, „ich sollte mich eigentlich durch Ihre Kühnheit . . . beleidigt fühlen . . . Aber . . . ich bedenke, daß . . . meine Unbesonnenheit und Unkenntniß sie hervorgerufen . . . und habe daher keinen Muth, Ihnen zu zürnen!"

— „Aber warum haben Sie mich denn

rufen lassen, mein Fräulein?“ fragte Gauchereau ganz erstaunt.

Die Prinzessin wies ihm einen Sessel an und sank kraftlos auf den Betstuhl. Nach einer Pause, in der sie sich zu erholen schien, fuhr sie fort:

— „In Wahrheit, mein Herr . . . Ihre strafbaren Gedanken, die Sie . . . für mich . . . gehegt haben, lassen mich nicht zur Besinnung kommen. Glauben Sie nicht, daß ich vergessen habe, was ich sowohl meinem Range als Prinzessin und Tochter des Regenten von Frankreich, als auch der Würde einer Jungfrau schuldig bin?“

Auf eine solche Entgegnung hatte sich der arme Sänger nicht vorbereitet. Fräulein von Chartres bemerkte seine Verwirrung und suchte dieselbe zu nützen:

— „Denken Sie, mein Herr,“ fuhr sie fort, „denken Sie denn nur immer an das Leben und niemals an den Tod?“

— „Ach, mein Fräulein, wenn ich Ihnen mißfallen habe, so wünschte ich, meine Todesstunde wäre gekommen.“

— „Könnten Sie dem Tode wohl ohne Furcht entgegen gehen? Wie sündhaft haben Sie gelebt . . . Ihr Thun und Treiben führt Sie einst unfehlbar in die Hölle.“

— „Wie, mein Fräulein, eine Kunst verachten Sie, die Ihnen Thränen der Rührung entlockt hat — eine Kunst, die meinen ganzen Ruhm ausmacht? — Jeden Abend entzückt mich der rauschende Beifall von Tausenden!“

— „Teufel . . . klatschen Ihnen Beifall zu, der sich später . . . in das Geheul der Verdammten verwandeln wird . . . “

Nach einem kurzen Schweigen fuhr sie sanfter und liebevoller fort:

— „Folgen Sie meinem Rathe . . . verlassen Sie . . . verlassen Sie das Theater!“

— „Ich kann nicht glauben, mein Fräulein, daß Sie im Ernste zu mir sprechen,“ entgegnete Caudhereau.

— „Sehen Sie . . . meinem Blicke an, daß . . . ich scherze?"

Mit diesen Worten hob die Prinzessin ihre von Thränen glänzenden Augen zu dem Künstler empor, der, außer sich vor Wonne, seine Knie vor ihr beugte:

— „Bestimmen Sie, Hoheit, über mein Geschick!"

— „Sie sollen die Bühne verlassen," rief Adelaide.

— „Wenn Sie es fordern . . ." stotterte der Künstler, während er nicht aufzusehen wagte.

— „Wird es Sie gereuen?"

— „Nein," entgegnete Cauchereau, der vor Verwirrung nicht recht wußte, was er antwortete.

Lebhaft, und ohne zu stottern, fügte die Prinzessin hinzu:

— „Sie werden sich bessern und den Pater Denis zum Beichtvater nehmen; er ist ein höchst achtungswerther Mann. Da Sie bis jetzt ein verabscheuungswürdiges Leben geführt

haben, so müssen Sie, wenn er es fordern sollte, in ein Seminar treten."

Hier sprang der Künstler von seinem Sessel auf:

— „In ein Seminar?" rief er heftig aus. „Ich ein Priester werden! Aber bedenken Sie, Hoheit, daß ich keinen Beruf zu diesem Stand fühle . . ."

— „Wie, mein Herr, haben Sie mir nicht versprochen . . ."

— „Ach, Alles, was Sie wünschen, nur das nicht! — Würdigen Sie mich, Prinzessin, eines Augenblickes Ihrer Aufmerksamkeit; denn es scheint, daß wir uns gegenseitig mißverstehen. — Sie, mein Fräulein, rein und heilig, wie die Engel im Himmel, lieben nur Gott. Ich aber, sündig wie die Menschenkinder, habe mich verlocken lassen, nicht Gott, sondern sein vollkommenstes Geschöpf anzubeten. — Verzeihen Sie, Ihr reiner Blick führt mich zur Besinnung zurück. Ich beweine mein Unglück, Ihnen mißfallen und durch ein thörichtes Ge-

ständniß meiner Liebe, den Frieden Ihres frommen Herzens gestört zu haben."

— „Sie verharren also, mein Herr, bei Ihrem Irrthume?" fragte Adelaide traurig.

— „Und was kann Ihnen an einem Verdammten mehr oder weniger gelegen sein? —" entgegnete Cauchereau in einem Tone, der seinen Unwillen über getäuschte Hoffnung deutlich ausdrückte.

— „Wenn das der Fall wäre . . . Befänden Sie sich dann . . . wohl hier?"

— „O, dieses Wort nehmen Sie nicht zurück!" rief, vor Freude zitternd, Cauchereau aus. Sie nehmen Theil an meinem Geschick . . . ich bin Ihnen also nicht gleichgültig? —"

Bei diesen Worten näherte er sich der Prinzessin, als wollte er ihre Hand ergreifen; doch schnell trat er wieder zurück:

— „Hoheit, ich muß Sie verlassen!"

Er verbeugte sich und ging.

IV.

Lange blieb die Prinzessin lautlos auf derselben Stelle stehen und lauschte mit zurückgehaltenem Athem auf die verhallenden Schritte des sich entfernenden Cauchereau's, deren Geräusch in ihrem Herzen zu antworten schien. — Als Alles ruhig geworden war, hob sie, ohne ihre Stellung zu verändern, ohne ihre Thränen zu trocknen, die nach und nach auf ihre schönen, frischen Wangen fielen, langsam ihr Auge zum Himmel empor und flüsterte leise, gleichsam als wolle sie sich nicht vor sich selber verrathen:

— „Ach, ich liebe . . . ja, mein Gott, ich liebe ihn! — “

Am folgenden Tage begab sie sich in das Kloster von Ch——, unter dem Vorwande, dort zu beichten, in Wahrheit aber, um es nie wieder zu verlassen.

Aus den Mauern des Klosters empfing Cauchereau folgende Zeilen:

„Fräulein von Chartres lebt nicht mehr; aber Schwester Clohilde wird den Rest ihres Lebens damit hinbringen, für Cauchereau's Seelenheil zu beten. —"

Einige Zeit darauf trafen sich mehrere Cavaliere im Palais-Royal.

— „Haben Sie noch nicht die wichtige Neuigkeit gehört, daß in dieser Woche keine Oper gegeben wird?" fragte ein Herr von St. Roche. „Cauchereau hat nämlich plötzlich den Einfall bekommen, Bischof zu werden. Er hat das Theater bereits verlassen."

— „So? Ganz 'was Neues;" entgegnete der anwesende Herzog von Richelieu, während er mit der einen Hand sich das Kinn strich, und mit der andern am Degenknopf spielte.

„Apropos, St. Roche, — hat nicht gestern unsere schöne Adelaide von Chartres ihr Gelübde abgelegt?“

— „Ja wohl,“ antwortete der Gefragte. „Aber was hat das mit Caucherau's seltsamen Vorsatz zu schaffen?“

— „Da steckt eben der Knoten,“ sagte der Herzog. „Ich will verdammt sein, wenn ich mir diese beiden Begebenheiten recht erklären kann. —“

Künstlerrache.

„Apropos, St. Roche, — hat nicht gestern unsere schöne Adelaide von Chartres ihr Gelübde abgelegt?"

— „Ja wohl," antwortete der Gefragte. „Aber was hat das mit Gaucheron's seltsamen Vorsatz zu schaffen?"

— „Da steckt eben der Knoten," sagte der Herzog. „Ich will sehen, ob ... wenn ich mir diese beiden Begebenheiten recht erklären kann. —"

I.

Rücksichten und Verhältnisse, die das gesellschaftliche Leben durchkreuzen, sind politische Machinationen des Schicksals. Der Mensch, den sie berühren, auch der weiseste, folgt ihnen geduldig wie ein Lamm, und nennt sie: „gewissenhafte Bindefäden der Gesellschaft." — Daher leitet er auch das Wort „Rücksicht" von „Verpflichtung" ab, oder läßt vielmehr die Rücksicht der Verpflichtung folgen, und betitelt beides zusammen oder Eins für Beides: „Verhältnisse."

Verhältnisse überhaupt sind also gleichsam verkappte Zwangsmaßregeln des Himmels und der Erde, denen jeder Mensch, ohne Aus-

nahme, unterworfen ist; denn Jeder hat Verpflichtungen und eben darum hat er Rücksichten zu nehmen. Der Eine in dieser, der Andere in jener Weise.

Warum sollte also nicht auch ein Schöngeist, und insbesondere ein Redakteur der Unterthan seiner Verpflichtungen sein? —

Nichts natürlicher als das. —

Herr Doktor N——, Redakteur der „Blätter ohne Ende," hatte aus purer freundschaftlicher Rücksicht, die er dem Grafen von W—— schuldig war, die liebenswürdige und talentvolle Louise B——, Primadonna der „Neuen Oper," in seiner letzten Rezension „heruntergerissen," weil . . .

Wie gesagt, — aus Rücksichten.

Die Künstlerin liest die Worte der Schmach und will verzweifeln. Da tritt Baron Emil von H—— ein, und — ein Glück, daß er eintrat; denn er hielt sie von Verzweiflung ab.

— „Mein Gott, Louise! Was ist Ihnen begegnet? Sie sind außer sich?——"

— „O Emil! Sie wissen noch nicht? Sie haben noch nicht gelesen, dieses Schandblatt noch nicht gelesen?“ lamentirte die Verzweifelnde, dem Baron das Journal hinreichend, während sie erschöpft auf einen Fauteuil niedersank und merkliche Anlagen einer nothwendigen Ohnmacht blicken ließ.

— „Das ist boshaft, das ist schändlich!“ rief der Baron entrüstet aus, nachdem er eine halbe Spalte des Blattes gelesen hatte.

— „O, Emil! Sie haben mich als diese „Julia“ gesehen . . .“ jammerte die Gekränkte, mit einem Blick auf den Baron, der noch weit härtere Dinge als Menschenherzen, der — Steine gerührt haben würde.

— „Und haben mich, haben alle Welt bezaubert . . .“ tröstete der Magnetisirte.

— „Aber wer mich nicht gesehen, und nun diese Zeilen liest, Baron?“

— „Der weiß Ihr Talent zu ehren und wird über diese Erbärmlichkeit verächtlich die

Achseln zucken. Darum, Liebe, beruhigen Sie sich und verachten Sie . . ."

— „Verachten? Ja, Emil, das will ich . . . aber ich will mehr . . ich will mich rächen, empfindlich rächen an diesen Wicht . . ."

— „Keine Uebereilung, Theure!" bat der Baron.

— „Seien Sie ohne Sorgen, Lieber, . . . seien Sie ganz ohne Sorgen . . . Ich habe schon meinen Plan . . . Gewiß, das wird gehen. Er selbst soll ihn ausführen, sein eigener Richter soll er sein, soll selbst den Stab über sich brechen."

— „Aber wie? —"

— „Bitte, Lieber, lassen Sie mich machen. Sie werden entzückt darüber sein — entzückt sage ich Ihnen! — à propos! Da kommt mir Etwas recht gelegen. — Zählten Sie nicht neulich eben diesen Doctor N— — zu Ihren Bekannten? —"

— „Allerdings kenne ich ihn; er ist mir sogar Verbindlichkeiten schuldig."

— „Wirklich? O, das ist herrlich! — Also, lieber Baron, Sie müssen mir da schon einen Gefallen thun."

— „Was ich nur irgend kann . . ."

— „Hören Sie. Bereden Sie den Doctor, daß er bis jetzt weit höher in meiner Gunst gestanden, als er vielleicht geahnet habe. Sie selbst hätten das in einer Uebereilung aus meinem eignen Munde vernommen. Emil, Sie verstehen mich doch?

— „Vollkommen!" erwiederte der Baron, einen glühenden Kuß auf die Stirn des reizenden Mädchens drückend.

— „Dann lassen Sie ihn merken, daß ich vielleicht im Stande wäre, ihm zu verzeihen, wenn . . ."

— „Wenn?"

— „Wenn er bald, hören Sie, Emil, bald die Hand dazu böte."

— „Ich begreife zwar nicht, Liebe, was Sie vorhaben; aber ich werde das Meinige thun. Sie sollen mit mir zufrieden sein."

— „Und damit Sie nicht eifersüchtig werden,“ setzte die Holde mit einem bezaubernden Lächeln hinzu, während sie ihren Arm zärtlich um den Hals des Barons schlang, und ihm ihre Lippen zum Kusse entgegenhielt, „damit Sie nicht eifersüchtig werden, dürfen Sie ein kleines Pfand mitnehmen.“

Der entzückte Baron nahm — und ging.

II.

Ein freundlicher Aprilmorgen, nahe an zwölf Uhr.

Louise B— — drückte noch im nachlässigen Negligée die weichen Polster des grünseidenen Kanapee's ihres Boudoirs, und durchblätterte die eben angelangte „Elvira" des „Don Juan."

— „Herr Doctor N— —!" meldete das eilig eintretende Kammermädchen.

— „Um's Himmelswillen! Flora," fuhr die Künstlerin überrascht auf, „ich bin nicht zu Hause! — Du versteh'st mich doch? —"

— „Aber jetzt, Fräulein? — es ist noch so früh —"

— „Mein Gott, so verstehe mich doch! — Nein, . . . sag' ich bin unwohl; hörst Du, sehr unwohl. Nachmittag um zwei, drei . . . "

Herr R——, Redacteur der „Blätter ohne Ende," ein Männchen, dessen Figur mit der Richtung eines verschobenen Ypsilon in Verwandtschaft zu stehen schien, trat, einen leichten Anflug genialer Nachlässigkeit affektirend, unangemeldet ein.

— „Verzeihung, mein verehrtes Fräulein! Ich weiß, ich überrasche . . . komme vielleicht ungelegen — sehr ungelegen . . . aber ich kann nicht dafür — kann wahrhaftig nicht dafür . . . das Vorzimmer stand offen — auf Ehre offen . . . Keine Bedienung war zu finden — es ist unartig von mir — ich begreife, sehr unartig, mais . . . Wie, mein Fräulein, Sie sagen mir gar nichts . . . nicht Ein Wort . . .?"

— „Ich denke eben darüber nach, Herr Doctor, was ich Ihnen etwa sagen könnte, das Sie nicht schon alles selbst gesagt haben. Nur noch Eins hätte ich Ihren eignen Worten hin-

zuzufügen: Ich bin sehr unwohl, Herr Doctor, sehr unwohl, und — es ist, in Wahrheit, nicht meine Schuld, daß Sie den Vorsaal offen fanden."

— „Mon Dieu! Sei'n Sie nicht allzuhart, richten Sie nicht allzustrenge; nicht diese Kälte, die mich alles Muthes beraubt . . ."

— „War ich sonst gegen Sie schon wärmer, Herr Doctor? —"

— „Nein, Fräulein — das habe ich damit nicht sagen wollen — nein, gewiß nicht —" stotterte der geängstigte Redacteur mit einem bittenden Blicke auf das anwesende Kammermädchen, von deren Entfernung er Rettung zu hoffen schien.

Mademoiselle bemerkte diesen Blick und ließ ihm gewähren.

— „Dank, mein Fräulein! Tausend Dank," rief der Doctor, außer sich vor Freude über diese Gunst, aus, während er zu den Füßen der reizenden Erzürnten niedersank und sich

vergebens bemühte, ihre Hand an seine Lippen zu ziehen.

— „Herr Doctor! Sie mißverstehen mich. Ich zweifle, ob Sie glauben können . . ." schalt die Liebenswürdige, sich zurückziehend.

— „Daß Sie mir verzeihen? — O, so gewiß glaub' ich das, als Ihre Großmuth, Ihr schönes Herz und Ihr ausgezeichnetes Talent zu erhaben sind über jeden Tadel, der . . ."

— „Sie werden mir immer unbegreiflicher, Herr Doctor! — Ich weiß in der That nicht, welches von Beiden ich für Wahrheit nehmen soll: diese Worte, oder eine Rezension, in der Sie sich abgemüht haben, eben dieses ausgezeichnete Talent so schonungslos mitzunehmen; — ich sage „mitzunehmen," Herr Doctor, — das ist ein sehr gelinder Ausdruck für Ihr Referat; denn wenn ich es mit seinem verdienten Namen bezeichnen würde, müßte ein ehrenwerther Schriftsteller darüber erröthen," setzte die Primadonna mit verächtlichem Accent nachlässig hinzu.

— „Ach, mein Fräulein! — Sie glauben nicht . . . Sie kennen nicht die Veranlassung . . . Mon Dieu! Man ist Redakteur . . . man muß . . . man hat, als solcher, gewisse Rücksichten . . . unvermeidliche Rücksichten, Verbindlichkeiten . . . Ich sage Ihnen, mein verehrtes Fräulein, Verbindlichkeiten, die . . .“ stotterte der Doctor.

— „Die von schlimmer Natur sein müssen, mein Herr.“

— „Die mich aber niemals mehr . . . ich sage Ihnen niemals mehr verleiten sollen . . .“

— „Mir Unannehmlichkeiten zu bereiten? Gewiß, lieber N——, es hat mir weh, sehr weh gethan, von Ihnen — gerade von Ihnen so gekränkt zu werden,“ setzte die Künstlerin schüchtern und mit halb abgewandtem Gesicht hinzu.

— „O, es soll niemals — niemals wieder geschehen . . . Nehmen Sie mein Ehrenwort darauf.“

— „Nun denn, auf diese Versicherung hin, sollen Sie einen Beweis meiner Langmuth haben, Doctor. Ich verzeihe Ihnen — verzeihe Ihnen von ganzem Herzen."

— „Sie sind ein Engel!" rief der durch diese Worte in den Himmel gehobene Redakteur aus, während er der Versöhnten zu Füßen sank und mit honigsüßen Worten ihre Hand an sein Herz drückend, bittend zu ihr hinaufblickte.

— „Ich erlaube Ihnen einen Kuß," lispelte die Schöne, ihre weiße Rechte dem Entzückten hinreichend.

— „Engel! —"

— „Bitte, stehen Sie auf, lieber N——. Nun von etwas Anderm . . . Rücken Sie näher . . . Glauben Sie mir, Theuerster, ich bin in Wahrheit nicht ganz wohl — und muß, wie Sie sehen, die „Elvira" studiren."

— „Die Elvira? — Himmel! Die habe ich von Ihnen noch nicht gehört . . ."

— „Ist eine Seltenheit auf unserm Repertoir.“

— „Wann werden Sie uns damit entzücken?“ fragte der glückliche Rezensent.

— „Entzücken? — Doctor, Sie schmeicheln!“ sagte die Liebenswürdige, vertraulich-schalkhaft, mit dem Finger drohend, während sie durch ein geschicktes Manöver das Busentuch ein wenig verschob.

— „Schmeicheln? O, Louise! dann müßte die lichte Wahrheit zur Lüge geworden sein!“ rief der in's Feuer gejagte Redakteur, voll Begeisterung aus. Plötzlich versank er in Nachdenken.

— „So in Gedanken, lieber N— —?“ bemerkte die Künstlerin mit zärtlicher Theilnahme.

— „Holdselige! Wann seh' ich Sie als Elvira? fragte der Doctor rasch.

— „Morgen.“

— „Morgen? Scharmant. Heute haben wir Dienstag; — mein Ehrenwort, Theure, —

morgen Früh leg' ich meine Rezension über „Don Juan“ und — insbesondere über die himmlische „Elvira“, setzte der überglückliche Doctor der Weltweisheit mit einem zuckersüßen Lächeln vertraulich hinzu, „im Konzept zu Ihren Füßen, und Donnerstag, mit dem Frühesten, gedruckt an die Herzen der 5000 Abonnenten meines Journals! —“

— „Wenn Sie Wort halten, Doctor, könnt' ich dankbar sein,“ sagte die Künstlerin halblaut, mit verschämt-niedergeschlagenem Blicke. „Meine Hand darauf,“ setzte sie noch leiser hinzu.

— „Sie sind ein Engel — ein Engel!“ rief der Doctor entzückt, ihre Hand ungestüm an seine Lippen drückend. „Und ich finde Sie morgen?“ fragte er darauf.

— „Nach zwölf Uhr.“

— „Baron von H — —!“ meldete das Kammermädchen.

— „Bitte, Lieber, gehen Sie durch jene Thür; ich möchte nicht gern, daß Sie ihm

begegneten," lispelte Mademoiselle dem entzückten zu, ihm eine Seitenthür öffnend. „Adieu — Adieu! — "

Der Baron trat ein.

— „Nun, Liebe, sind Sie mit mir zufrieden?"

— „Vortrefflich!"

— „War er schon hier?"

— „So eben."

— „Darf ich nun wissen, Theure?"

— „O, noch nicht! Wir sind noch lange nicht am Ende."

— „Noch nicht?"

— „Sie müssen mir noch einen zweiten Dienst erweisen, und zwar den wichtigsten in der Sache, lieber Baron."

— „Und? — "

— „Sie müssen dafür sorgen, daß der Doctor morgen Abend nicht die Oper besucht; durchaus nicht. Sonst ist meine ganze Freude verdorben."

— „Aber, mein Gott, Liebe — Sie werden ja die „Elvira . . .“

— „Bitte, lieber Emil — forschen Sie jetzt nicht weiter; später wird Ihnen Alles klar werden. Also Sie versprechen mir? —“

— „Die Aufgabe, Liebe, hat zwar ihre Schwierigkeiten; aber ich werde sie lösen. Mein Weinkeller, hoff' ich, soll mir dabei die besten Dienste leisten.“

III.

Der zwölfte Glockenschlag des folgenden Tages brachte den Doctor R— — in das Besuchzimmer seiner versöhnten Schönen. Seine Blicke erglänzten von Freude und seine winzige Gestalt richtete sich stolz auf den Zehenspitzen empor, als er die Hand der Sängerin feurig an die Lippen drückte und ihr einen halben Bogen, auf beiden Seiten eng beschriebenen Papiers, überreichte.

Eine Rezension der „Elvira“, die ihres Gleichen noch nicht hatte. —

Mademoiselle las und zerfloß in Rührung, und in ihren entzückten Blicken sah unser überglücklicher Redakteur das „Morgenroth einer schönern Zukunft“ schimmern. Ein obligater,

halb schüchterner Händedruck, der sein entflammtes Herz auf den Siedepunkt trieb, schien ihm der Vorläufer eines niegeträumten Glückes zu sein, und vom Gefühl der höchsten Wonne berauscht, umschwärmte er mit Worten der Begeisterung sein errungenes Paradies, als wiederum der Baron von H— — angemeldet wurde.

— „Wieder der Baron, und immer der Baron!“ rief ärgerlich unsere Primadonna, während sie den Doctor vertraulich an die Thür geleitete und ihm zum Abschied einige Worte in's Ohr flüsterte. —

Diesmal war die Anmeldung des Barons nur ein verabredeter Vorwand, um den entzückten Rezensenten zu entfernen.

„Noch wenige Stunden,“ sprach jetzt die Künstlerin frohlockend zu sich selbst, während sie dem Kammermädchen klingelte, „noch wenige Stunden, und ich bin gerächt!“

— „Flora, rufe mir schnell den Arzt; — mir ist sehr unwohl. Aber recht bald; hörst du, Flora? — “

— „Sogleich, Fräulein. Aber wollen Sie sich's nicht erst bequem machen? Sie sehen wirklich sehr angegriffen aus.“

— „Beeile Dich nur, Flora, ich werde das selbst thun.“

Binnen einer halben Stunde saß der Arzt am Bette der Sängerin.

— „Ich begreife nicht, Herr Hofrath,“ sprach die Patientin mit etwas matter Stimme, „um zwölf Uhr kam ich aus der Probe und mir fehlte nicht das Geringste. Etwa vor einer halben Stunde repetirte ich nochmals die Solopartien der „Elvira“ — da fühle ich plötzlich Seitenstiche . . . Stiche, zum Hinsinken.“

— „Hm, — der Puls ist allerdings etwas unregelmäßig . . . Ein aufgeregter Zustand . . . Ja, Fräulein — Sie dürfen heut' nicht singen.“

— „Das sollte mir sehr leid thun, Herr Hofrath.“

— „In keinem Falle dürfen Sie singen. Verhalten Sie sich ruhig, sprechen Sie nicht

viel, und brauchen Sie regelmäßig die Mixtur, die ich Ihnen verschreiben werde. Morgen Früh werde ich nachfragen, und hoffe, daß es besser gehen wird.“ —

Während Mademoiselle B— — das Bett hütete, und die rothen Theaterzettel an den Straßenecken eine Aenderung der angekündigten Oper proklamirte, that der Baron das Seinige, um dem seelenvergnügten Doctor N— — bei einem ausgesuchten Mahle die Zeit zu vertreiben und ihm, vermittelst der Vorzüge seines reichen Weinkellers, für diesen Abend den Besuch der Oper in Vergessenheit zu bringen.

Um die sechste Stunde ruhte der Redakteur bereits geisterfüllt oder vielmehr überfüllt in dem Lehnstuhl seines freigebigen Wirthes und träumte von Grazien und Rezensionen, von „Elvira“ und „Laporelli“ und wer weiß, wovon mehr, bis der Baron ihn um Mitternacht weckte und, der Sicherheit wegen, den noch halb Wein- und halb Schlaftrunkenen in seine Wohnung bringen ließ. —

Andern Tages war Mademoiselle B— — vollkommen hergestellt. Der Arzt hatte sie eben verlassen und zur Fürsorge, ihr noch einige Tage Ruhe empfohlen, als der Baron, vor Lachen sich die Seiten haltend, ein Journalblatt in der Hand, in's Zimmer trat:

— „Das ist himmlisch! göttlich! zum Entzücken! — Hier, Theure, lesen Sie! — Doctor N— — hat Sie als „Elvira" im „Don Juan" rezensirt. Eine Lobhudelei sonder gleichen — volle drei Spalten — ha! ha! ha! und das Stück — "

— „Ist meiner plötzlichen Krankheit wegen nicht gegeben worden! ha! ha! ha! —"

— „O, das ist himmlisch! —"

Der Baron war noch mit dem Vorlesen der improvisirten Rezension unseres überlisteten Redakteurs beschäftigt, als dieser, wie rasend, in's Zimmer stürzte:

— „Mein Gott, Fräulein! Sie haben mich ruinirt! Mein Renommée ist hin, ist unwiederbringlich verloren!"

— „Herr Doctor, was ist Ihnen? — Sie erschrecken mich! —“

— „Und Sie fragen noch?“ tobte der verzweifelnde Rezensent, sich vor die Stirn schlagend, „O! o! o!“

— „Mein Gott, Doctor, was ist Ihnen begegnet — erklären Sie mir doch ....“ fragte der Baron, ein Lächeln unterdrückend.

— „Nun so lesen denn auch Sie meine Schande, die heute schon meine 5000 Abonnenten gelesen haben!“ rief der Tobende, wie in Verzweiflung aus, dem Baron ein Exemplar seines Journals hinreichend. — „Ich habe das Fräulein als „Elvira“ rezensirt, während sie gestern nicht aufgetreten und die Oper gar nicht gegeben worden ist! — O, das ist zum Verzweifeln! —“

— „Ha! ha! ha! Aber, liebster Doctor, waren Sie denn nicht im Theater?“ fragte mit einer vor Lachen erstickten Stimme die Sängerin.

— „Nein, nein, nein!“ jammerte der Arme.

— „Ha! ha! ha! Das ist lustig — sehr lustig! — Mein Gott, Doctor, ich war zum Sterben krank geworden, und „Don Juan“ konnte natürlich nicht gegeben werden.“

— „O, es ist entsetzlich!“ lamentirte der unglückliche Redacteur. „Was wird, was muß die Welt von mir denken . . .“

— „Darüber, Herr Doctor, beruhigen Sie sich;“ tröstete die Künstlerin mit einer liebenswürdigen Ironie, die dem zerknirschten Rezensenten in die Seele schnitt, „die Welt wird nicht mehr von Ihnen denken, als wozu sie berechtigt ist; — sie wird nun wissen, was sie von Ihrem Tadel und von Ihrem Lobe zu halten hat.“

Jetzt fiel es dem Mysticirten plötzlich wie Schuppen von den Augen, und, einer Bildsäule ähnlich, starrte er der reizenden Primadonna nach, die, mit einem leichten Knix und einem ironischen „ergebene Dienerin, Herr Doctor!“

den Baron den Arm reichte, sich in ihr Boudoir zurückzog und den überlisteten Redakteur seiner Verzweiflung überließ.

Ein Jagd-Abenteuer.

dem Baron den Arm reichte, sich in ihr Boudoir zurückzog und den überlisteten Redakteur seiner Verzweiflung überließ.

I.

Im Jahre 18.. kam ich nach Peru, um im Namen einer Compagnie, die sich in —— gebildet hatte, die Aufsicht über verschiedene Minen zu führen, von welchen indeß, bei näherer Besichtigung der Lokalität, keine vorhanden war. Meine Chefs waren, wie das in England so häufig vorkommt, betrogen worden. Bevor ich jedoch nach Europa zurückkehrte, wollte ich wenigstens die ungeheure Reise den Ufern des atlantischen und stillen Meeres entlang, nicht ganz unbenutzt für meine Wißbegierde vorübergehen lassen. Mit zwei meiner Gefährten, Wharton und Lincolm, beschloß ich, den höchsten und merkwürdigsten Berg von Peru, den Chimborasso zu besteigen.

Eines Morgens, nachdem wir in einem indianischen Dorfe übernachtet, machten wir uns auf den Weg und hatten bald den Fuß des Berges erreicht. Hier bemerkten wir, daß der Glanz des ewigen Schnees, der den Gipfel bedeckte, nach und nach unter einen dichten Nebel verschwand. Die uns als Führer dienenden Indianer warfen bestürzte Blicke auf diese sich immer mehr ausbreitenden Dünste, und versicherten uns kopfschüttelnd, daß ein heftiges Gewitter im Anzuge sei, das uns beim Besteigen des Berges gefährlich werden könnte.

Ihre Besorgniß ging nur zu bald in Erfüllung. Schnell entfaltete sich der dichte Nebel, und indem er sich über den ganzen Berg ausbreitete, umgab uns, ehe man sich's versah, eine dichte Finsterniß. Die Luft rings um, war drückend und schwühl und dennoch so feucht, daß der Stahl an unsern Uhren sich mit Rost überzog und das Werk stillstand. Ein Bach, neben dem wir gingen, ergoß sich mit verdoppelter Gewalt, und wie durch einen Zauber-

schlag stürzten plötzlich von den Felsen zu unserer Linken unzählige Ströme hervor, die Alles um sich her mit fortrissen, und selbst eine ungeheure Schlange erfaßt hatten, die umsonst ihre Kräfte anstrengte, um der Gewalt des Wassers zu entgehen. Fürchterlich rollte der Donner und hallte in den unzähligen Höhlen des Berges mit tausendfältigem Echo wieder; blendende Blitze zerrissen die Wolken über uns, unter uns und zu unsern Seiten. Es war, als ob wir in ein Flammenmeer tauchten. Wir suchten unter einem großen Baume Schutz, während unsere Führer sich nach einem sichern Obdach für uns umsahen. Sie kamen bald mit der Nachricht zurück, daß sie eine geräumige Höhle gefunden, wo wir allen erforderlichen Schutz gegen die Heftigkeit der Elemente finden würden. Sogleich schlugen wir den Weg zur Höhle ein, erreichten dieselbe aber nicht ohne viele Mühe und Gefahr.

Der Sturm wüthete mit einem so fürchterlichen Getöse, daß sich keiner dem andern

verständlich machen konnte. Ich hatte mich an den Eingang der Höhle gestellt und beobachtete durch die lange, schmale Oeffnung, die Scene Außerhalb. Es war fürchterlich anzusehen. Die höchsten, stärksten Cedern beugten sich wie ein Rohr und stürzten dann gänzlich nieder. Affen, Papageien, durch die abgerissenen Aeste getödtet, bedeckten den Boden. Die Bäche waren zu reißenden Strömen geworden und durchschnitten in allen Richtungen den Berg.

Als sich endlich die Heftigkeit des Orkanes etwas zu legen begann, verließen unsere Führer die Höhle, um nachzusehen, ob die Möglichkeit vorhanden sei, unsern Weg fortzusetzen. Die Grotte, in der wir uns befanden, war so dunkel, daß, wenige Schritte vom Eingange entfernt, man nicht eine Spanne weit vor sich einen Gegenstand unterscheiden konnte. Während wir uns über die Verlegenheit unserer Lage besprachen, wurde unsere Aufmerksamkeit durch Geschrei und wunderliche Klagelaute gefesselt, die aus dem Fond der Grotte

zu uns drangen. Wharton und ich horchten mit einem Gefühl von Entsetzen jenen Tönen; aber Lincolm, unser unbedachter junger Freund, warf sich auf den Bauch und kroch mit meinem Jäger Frank die Höhle entlang, um die Ursache des Lärmes zu entdecken. Nach einigen Augenblicken stießen sie einen Ruf der Verwunderung aus und kehrten bald zurück, jeder von ihnen ein wunderbar geflecktes Thier im Arme, von der Größe einer kleinen Katze, dessen Kinnladen mit fürchterlichen Schneidezähnen bewaffnet waren. Die Augen spielten in's Graulichte; sie hatten lange Krallen an den Pfoten, und ihre blutrothe Zunge hing ihnen aus dem Rachen. Kaum hatte Wharton sie betrachtet, als er ausrief: „Gerechter Himmel! Wir sind in der Höhle eines . . .“ Aber er wurde plötzlich durch die Stimmen unserer Führer unterbrochen, die mit dem Geschrei: „ein Tiger! ein Tiger!“ hinausstürzten, und sogleich mit unglaublicher Schnelligkeit eine hohe Ceder er-

kletterten, die neben der Höhle stand, und in deren Zweigen sich verbargen.

Fast erstarrt war ich von dem ersten Eindruck des Entsetzens und der Ueberraschung. Mechanisch griff ich nach meinem Gewehr. Wharton, gefaßter, rief uns zu, ihm behilflich zu sein, um die enge Mündung der Höhle mit einem großen Steine zu verschließen, der glücklicherweise in der Nähe lag. Das Bewußtsein der immer näher heranziehenden Gefahr, verstärkte unsere Kräfte. Schon vernahmen wir deutlich das Brüllen des Thieres; wir waren verloren, wenn es die Höhle erreichte, bevor wir dieselbe geschlossen hatten.

Noch war unsere Arbeit nicht vollendet, als wir den Tiger in großen, wilden Sprüngen ankommen sahen. Dieser fürchterliche Anblick verdoppelte unsere Anstrengung, und so schützte uns denn noch zur rechten Zeit der große Stein vor seinem Angriffe. Es blieb jedoch eine kleine Lücke zwischen der Höhe der Oeffnung und dem Steine, durch welche wir

den Kopf des Thieres sahen, wie es seine blitzenden Augen wüthend auf uns heftete. Sein Gebrüll hallte schauerlich in der Tiefe der Höhle wieder, und seine Jungen antworteten darauf mit dumpfem Klagegeschrei. Unser furchtbarer Feind hatte Anfangs versucht, den Stein mit seinen mächtigen Krallen aufzuheben, und dann wieder, ihn mit dem Kopfe wegzuschieben. Die Nutzlosigkeit dieser Bemühung vermehrte seine Wuth. Er stieß einen durchdringenden Schrei aus, und seine Flammenaugen schienen Licht in die Finsterniß unseres Zufluchtsortes zu werfen. Einen Augenblick war ich fast geneigt, ihn zu bedauern; war es doch das Gefühl der Vaterliebe, das seinen Zorn reizte. „Es ist Zeit, auf ihn zu schießen,“ sagte Wharton, mit der ihm eigenen Kaltblütigkeit. „Die Kugel wird durch sein Gehirn gehen, und so haben wir noch Hoffnung, von ihm befreit zu werden.“

Frank nahm seine Doppelflinte, und Lincolm seine Pistolen. Beide richteten den Lauf einige Zoll vom Tiger entfernt, und drückten zugleich ab; allein der Schuß fehlte. Der Tiger, als er das Losdrücken hörte, mochte gemerkt haben, daß es einen Angriff auf ihn gelte, denn er machte einen Satz auf die Seite; als er sich jedoch unverletzt fühlte, kam er in seine vorige Stellung mit um so größerer Wuth zurück. Das Pulver auf beiden Pfannen war naß geworden, und während Frank und Lincolm dasselbe ausschütten, bemühte sich Wharton mit mir, unsere Pulverhörner zu suchen. Es war so dunkel, daß wir auf den Boden kriechen und

umhertappen mußten. Als ich in die Nähe der jungen Tiger kam, hörte ich ein Geräusch, dem Reiben eines Stück Metalles ähnlich, und entdeckte bald, daß die Thiere mit unsern Pulverhörnern spielten. Zum Unglück hatten sie die Pfröpfe mit ihren Krallen abgedreht. Das Pulver auf den nassen Boden ausgeschüttet, konnte uns keine Dienste mehr leisten. Diese Entdekkung versetzte uns in die größte Bestürzung.

Alles schien verloren. Wharton stellte sich an den Stein, der uns schützte, und heftete seinen kühnen Blick auf die blitzenden Augen unsers Feindes. Der junge Lincolm stieß in seiner Verzweiflung tausend Flüche aus, und Frank, der die meiste Kaltblütigkeit besaß, nahm einen Strick, den er in der Tasche trug, und ging, ohne ein Wort zu sagen, in die Tiefe der Höhle. Bald vernahmen wir einen ersticktten Schrei, und der Tiger, der ihn gehört haben mußte, stutzte darüber in vermehrter Unruhe. Er ging und kam vor die Oeffnung der Höhle und sah verstört und wüthend aus. Plötzlich

blieb er stehen, und seinen Kopf gegen die Wand gewendet, erhob er ein betäubendes Brüllen. Unsere beiden Führer benutzten diesen Augenblick, um von der Höhe des Baumes, der sie barg, mit Pfeilen auf ihn zu schießen, die ihn zwar trafen, aber von seiner dicken Haut abprallten. Nur einer blieb endlich am Auge stecken. Wüthend darüber, sprang der Tiger an den Baum, und indem er mit seinen Tatzen den Stamm umfaßte und sich an denselben in die Höhe richtete, schien er die Ceder ausreißen zu wollen. Erst nachdem es ihm geglückt war, den Pfeil los zu werden, wurde er ruhiger und stellte sich wieder an den Eingang der Grotte.

Frank erschien endlich, in jeder Hand einen jungen Tiger an dem Strick haltend, mit dem er sie erwürgt hatte. Ehe ich seine Absicht errathen konnte, hatte er bereits beide dem Tiger durch die Oeffnung zugeworfen. Als derselbe sie erblickte, untersuchte er sie aufmerksam und schweigend, drehte sie behutsam von allen Seiten um, und endlich von ihrem Tode überzeugt, stieß

er einen so fürchterlichen Schrei aus, daß wir genöthigt waren, uns die Ohren zuzuhalten. Ich warf meinem Jäger diese nutzlose Grausamkeit vor, sah aber aus seiner trotzigen Antwort, daß er alle Hoffnung zur Rettung aufgegeben hatte, und daher die Verhältnisse des Dieners zum Herrn für aufgelöst hielt. Was mich betraf, hegte ich noch immer die innere Zuversicht, daß eine unerwartete Hülfe mich aus dieser entsetzlichen Lage befreien werde.

Der Donner hatte aufgehört, und ein kühler, erfrischender Wind war auf den Sturm gefolgt. Der Gesang der Vögel ertönte wieder im Walde, und im Strahl der wiederkehrenden Sonne glänzten die Regentropfen auf den Blättern, wie tausend Diamanten. Ich sah durch die kleine Oeffnung unserer Höhle das Erwachen der Natur, und der Kontrast dieser friedlichen Scene mit unserer Lage machte dieselbe noch fürchterlicher. Waren wir doch gleichsam lebendig begraben; denn ein Entkommen schien

unmöglich zu sein, so lange das Ungeheuer den Eingang hütete.

Endlich hatte sich der Tiger gemächlich zu seinen Jungen niedergelegt. Es war ein großes, herrliches Thier, dessen Glieder, in ihrer ganzen Länge ausgestreckt, die ganze Kraft ihrer Muskeln zeigten. Aus seinen, mit furchtbaren Zähnen bewaffneten Kinnbacken floß der Schaum in großen Flocken. Plötzlich ließ sich in der Ferne ein langes Brüllen hören, worauf der Tiger mit einem kläglichen Aechzen antwortete; ein Schrei der Indianer verkündete eine neue Gefahr. Unsere Besorgniß bestätigte sich nach Verlauf von wenigen Minuten, denn wir sahen einen Tiger, kleiner als den ersten, in großen Sprüngen sich uns nähern. Es war die Tigerin. Ihr Brüllen, nachdem sie die Leichname ihrer Jungen betrachtet hatte, übertraf Alles, was wir noch gehört hatten. Doch endlich hörte ihr Geheul auf und ward zu einem dumpfen Gemurmel; darauf drückte sie ihre schnaubenden Nasenlöcher dicht an die Oeffnung, um

diejenigen zu entdecken, die ihre Jungen vernichtet hatten. Als ihre Blicke auf uns fielen, stürzte sie mit einer so ungeheuern Kraft auf den Stein, daß es ihr vielleicht gelungen wäre, ihn fortzuschieben, wenn wir uns nicht mit vereinten Anstrengungen ihrem Vorhaben entgegen gesetzt hätten.

Nach mehreren vergeblichen Versuchen näherte sie sich wieder dem Tiger und schien sich während einiger Augenblicke mit ihm zu berathen. Darauf entfernten sich beide schnell und entschwanden unsern Blicken. Ihr Gebrüll wurde immer schwächer, und bald hörten wir es nicht mehr.

Jetzt erschienen unsere beiden indianischen Führer am Eingange der Höhle und drangen auf schnelle Flucht, als einziges Rettungsmittel, da die Thiere wahrscheinlich auf der Höhe des Berges noch einen Eingang in die Grotte kannten und von einer andern Seite hineindringen würden. Wir schoben in Eile den Stein, der uns bisher beschützt hatte, bei Seite und stiegen

aus der Gruft hervor, in der wir lebendig begraben zu sein befürchtet hatten. Wharton war der Letzte, der dieselbe verließ, indem er nicht fort wollte, bevor er seine Doppelflinte wieder gefunden hatte. Wir übrigen dachten nur an unser Entkommen.

Von neuem hörten wir jetzt das Gebrüll der Tiger; eilig folgten wir unsern Führern und schlugen einen Seitenpfad ein, der aber durch die Menge Wurzeln und Aeste, womit der Sturm den Weg bedeckt hatte, unsere Flucht langsam und beschwerlich machte. Besonders schleppte sich Wharton mit Mühe fort, wir mußten oft stille stehen, um ihn nicht aus dem Gesicht zu verlieren.

III.

Auf diese Weise waren wir eine viertel Stunde fortgegangen, als ein Schrei unserer Führer uns verkündete, daß die Tiger auf unserer Spur seien. Wir befanden uns gerade vor einer Brücke von Schilfrohr, die über einen Strom geworfen war, und die gewöhnlich nur Indianer mit ihrem leichten Gang ohne Furcht betreten können, da dieselbe bei jedem Schritt, den man darauf thut, zittert und schwankt. Zwischen spitzigen Felsen eingeschlossen, ergoß sich in der Tiefe der Strom mit tobender Gewalt. Lincolm, Frank und ich schritten ohne Unfall über die Brücke, aber Wharton war noch auf ihrer Mitte, als die Tiger aus

dem nahen Walde hervordrangen, und da sie uns erblickten, ein gräßliches Geheul anstimmten. Wir erkletterten die vor uns stehenden Felsen, und Wharton, der endlich auch ohne Unfall auf die andere Seite des Stromes gelangt war, zog sein Jagdmesser hervor und schnitt die Bänder ab, welche die Brücke an dem einen Ufer befestigten, in der Hoffnung, dadurch unsern Feinden ein unübersteigliches Hinderniß der Verfolgung entgegen zu setzen. Aber kaum hatte er die Arbeit vollendet, als die Tigerin gegen den Strom rannte und versuchte, mit einem Sprunge hinüber zu setzen. Es war ein merkwürdiges Schauspiel, dieses Thier einen Augenblick über dem Abgrunde schweben zu sehen; allein diese Scene ging wie der Blitz vorüber; seine Kraft war der Entfernung nicht gewachsen, es sank, und ehe es den Grund des Stromes erreicht hatte, ward es durch die spitzigen Felsen in tausend Stücke gerissen. Sein Gefährte, dadurch nicht entmuthigt, machte denselben Versuch, und ein kräftiger Sprung trug ihn über

die Kluft hinweg. Allein nur mit seinen Vordertatzen erreichte er das jenseitige Ufer, und über dem Abgrund hängend, bemühte er sich umsonst, festen Fuß zu fassen. Wharton, der ihm ganz nahe war, ging muthig auf ihn zu und stieß ihm sein Jagdmesser in die Brust. Wüthend über alle Beschreibung, sammelte das Ungeheuer seine Kräfte, klammerte sich mit den Hinterpfoten an den Felsen und ergriff Wharton am Schenkel; aber mein heldenmüthiger Freund behielt seine ganze Kühnheit, umfaßte mit seiner Linken einen Baumstamm und drückte mit aller Kraft das Messer tiefer in die Brust des Tigers.

Dies Alles war das Resultat eines Augenblicks. Die Indianer, Lincolm, Frank und ich stürzten zu seiner Hülfe herbei. Lincolm hatte die Flinte von Wharton, die neben ihm lag, ergriffen, und versetzte damit dem Tiger einen solchen Schlag auf den Kopf, daß das betäubte Thier seinen Raub losließ und in den Abgrund stürzte. Aber der unglückliche junge

Mann hatte die Wucht seines Schlages nicht berechnet; seine Füße glitten aus, und da seine Hände nirgends einen Anhaltpunkt fanden, stürzte er in den Strom, auf dessen Oberfläche wir ihn einen Augenblick sahen, worauf er für immer verschwand.

Ein Schrei der Verzweiflung kam aus unser Aller Munde; dann verfielen wir in ein düsteres Schweigen.

IV.

Als ich aus meiner Betäubung erwachte, lag Wharton ohnmächtig am Abhange der Kluft. Wir untersuchten seine Wunde; sie war tief, und das Blut strömte daraus hervor. Die Indianer pflückten einige Kräuter, deren Umschlag wenigstens den Blutfluß hemmte; dennoch blieb er besinnungslos, obgleich sein Puls heftig schlug. Der Abend brach herein, und wir mußten uns entschließen, die Nacht hier zuzubringen, wo nur einige Felsen uns ein Obdach gewähren konnten. Die Indianer zündeten ein Feuer an, um die Raubthiere von uns abzuhalten. Ich aß einige Früchte, die sie mir gaben, und brachte die Nacht schlaflos

neben Wharton zu, dessen tiefe Athemzüge mich mit Entsetzen erfüllten. Als der Morgen kam, schlugen unsere Führer vor, unsern unglücklichen Freund in das Dorf zu tragen, wo wir die vorhergehende Nacht zugebracht hatten, und in Eile flochten sie aus Schilf eine kleine Brücke über den Strom. Allein, in das Dorf zurückgebracht, erlangte Wharton, ungeachtet all' unserer Sorgfalt, die Besinnung nicht wieder. Am dritten Tage erschütterte ein convulsivisches Zittern seine Glieder; er richtete sich in die Höhe und sprach einige verworrene Worte, darauf sank er wieder zurück, und war nicht mehr.

Dieses war der traurige Ausgang meiner Reise auf den Chimborasso. Als ich Wharton die letzte Pflicht erwiesen hatte, beeilte ich mich, eine Gegend zu verlassen, die mir schmerzliche Erinnerungen zurückrief, und benutzte die erste Gelegenheit, um nach Europa zurückzukehren.

Charakteristik eines Dichters.

neben Wharton zu, dessen letzte Athemzüge mich mit Entsetzen erfüllten. Als der Morgen kam, schlugen unsere Führer vor, unsern unglücklichen Freund in das Dorf zu tragen, wo wir die vorhergehende Nacht zugebracht hatten, und in [illegible] flochten sie aus Schilf eine kleine Brücke über den Strom. Allein, in das Dorf zurückge- [illegible] un- seren Bemühungen die Besinnung nicht wieder. Am dritten Tage [illegible] ein convulsivisches Zittern seine Glieder; er richtete sich in die Höhe und sprach einige verworrene Worte, darauf sank er wieder zurück, und war nicht mehr.

[illegible] war der traurige Ausgang meiner Reise auf den [illegible]. Als ich Wharton die letzte Pflicht erwiesen hatte, beeilte ich mich, eine Gegend zu verlassen, die mir schmerzliche Erinnerungen zurückrief, und benutzte die erste Gelegenheit, um nach Europa zurückzuschiffen.

Nichts in der Welt läßt sich weniger bestimmen, als der Character eines Dichters. Er ist und bleibt ein unauflösliches Räthsel, welches auch nur zu bezeichnen schon schwer ist.

Was ist ein Dichter? —

Ein Dichter ist ein ewiger Porteus, ein Geist voll Feuer und Tiefe, der uns täglich in einem tausendfachen Farbenwechsel erscheint. Er vereint alle nur denkbare Charaktere in sich, und doch ist keiner in ihm realisirt; in alle weiß er sich zu verkörpern, und doch keinen von allen nimmt er an; mit jedem ist er jeder und mit keinem, keiner.

Wenn ein Dichter aus innerm Drange die Natur beobachtet und über sie nachdenkt, so ist er alles nach einander, was er sieht und denkt.

Er versenkt sich in jede Lebensäußerung, versucht jede Leidenschaft, und ahmt alles nach. Diese Thätigkeit des Geistes ist aber eine unsichtbare und für ihn selbst eine rein psychagogische; nichts ist von ihr auf seinem Antlitz, in seiner Physiognomie oder aber überhaupt in seinem äußern Wesen zu finden, einige momentane leichte Zuckungen ausgenommen, welche dem Auge des Gewöhnlichen unbekannt bleiben.

Der Dichter ist gutmüthig, nachsichtig und gefällt Jedem. Er ist aber auch eigensinnig, wild, bizarr und Menschenfeind; und unter diesen Gestalten steht er der menschlichen Gesellschaft feindlich gegenüber, indem er derselben ihre Mängel und Gebrechen, und nicht selten die geheimsten Seiten ihrer Charaktere vorhält. Immer leidenschaftlich, fällt er sehr oft aus seinen acutischen Uebertreibungen auf den seichten Boden des Alltäglichen zurück. Und dann ist er unglücklich; unglücklich, wie es ein Dichter ist, der um die verlorene Frische seiner Gedanken, um die abgefallenen Blüthen seiner Ju-

gendträume trauert. Er trauert um jene Träume, die ihm in den alltäglichsten Erlebnissen etwas Ueberirdisches, in den gewöhnlichsten Dingen etwas Unbegreifliches haben blicken lassen. — Aber es bedarf nur eines geringen Anreizes, ja oft nur einer entfernten Andeutung, und wir sehen ihn, der abgestorben aller Freude war, der das Merkmal einer ewigen Betrübniß auf der Stirne trug, wir sehen ihn wieder ganz der Freude hingegeben; glücklich schweift er wieder in einer höhern Region, und fremd ist ihm die Welt und alles was Irdisch ist. —

Nicht alle Dichter schreiben; manche verstehen sogar nicht zu lesen. Ihr Charakter, ihre Begeisterung, ihre Leidenschaft, ihr Eifer machen sie zu Dichtern; und diese, mögen sie nun in der eigentlichen Poesie, in der Plastik oder im Leben selbst sich äußern, diese nur, und nur diese machen sie zu dem, was sie sind; — nicht die Form, in welcher ihr Charakter, Eifer und Gedanken sich aussprechen. Verse machen keinen Dichter; man kann Verse schreiben, ohne

einen Funken von Poesie oder der damit verwandten Geisterkräfte inne zu haben; aber man kann auch Poet sein, ohne einen Buchstaben zu schreiben. — In Schrift und Gedanken, in der Musik, Malerei und Plastik, in der Rede und im Leben, Ueberall, im Erhabensten, wie im Kleinsten, ruht Poesie; und weit mehr finden wir sie in den alltäglichen Dingen des menschlichen Daseins vorhanden, als sie in Büchern gepflegt und ausgebeutet wird.

Niemand wird das Leben eines wahrhaften Dichters vollkommen begreifen, Niemand wird seine Gefühle, sein Streben, seine Freude und seine Trauer sich genügend und im rechten Lichte zu deuten wissen, der sie nicht selbst empfunden hat; denn wir sehen in ihm ein Wesen, das nur zuweilen, auf unbestimmte Augenblicke, aus seinem contemplativen Leben auf die Erde zurückkehrt und das zerrissene Band ihrer Vorstellungen wie von ungefähr wieder zusammenknüpft. Man glaube ja nicht, ihn für die Bedürfnisse, für die vielen glänzenden Thorheiten

des Lebens, für diese kalten, gedankenlosen, ihm ganz fremden Funktionen, die er zwar wahrnimmt und begreift, sich zu ihnen aber herabzulassen außer Stande ist, zu gewinnen.

Was Erasmus vom Philosophen sagt, das findet in der Charakteristik des Dichters die geeignetste Anwendung. —

„Wenn diese, zu öffentlichen Aemtern unfähigen Leute, (sagt Erasmus) zu etwas Anderm geschickt wären; aber sie sind zu Allem ungeschickt. Aus ihnen ist nichts zu machen. — Man bitte einen zum Gastmahl; er wird beharrlich schweigen, oder die Gesellschaft mit Fragen ohne Zweck und Ende langweilen. Man nehme ihn in den Tanz; er wird dabei fast einen Bären übertreffen. Bei öffentlichen Vergnügungen wird sein kalter Ernst die allgemeine Heiterkeit vernichten, und weil er sich seines Ernstes auch nicht für einen Augenblick erwehren kann, wird er sich bald entfernen 2c.“

Diese Worte des Erasmus sind in voller Wahrheit. Er selbst gedankenreich, fühlte klar,

in wie weit sich ein nur in sich selbst lebender Mensch, von denen, nur im äußern Dasein sich bewegenden, unterscheidet. — Jener gleicht dem einsamen Baume; dieser, dem grünen, auf grauen Felsenhäuptern sich kräftig dahin windenden Epheu. — Der wahre Dichter überschreitet niemals aus eigener Kraft die Bestrebungen und Zufälligkeiten des gewöhnlichen Lebens.

Erasmus war übrigens nicht der erste, der das Mißverhältniß bezeichnete, in welchem der Dichter zu dem materiellen, socialen Leben steht. Das Leben älterer Philosophen und Dichter hat dies schon genügend bewiesen, und namentlich Diogenes und Antistones, arm und in Lumpen gehüllt, entfremdet allen Sitten und Gebräuchen des menschlichen Lebens, ja gleichsam anorganisch für das äußere Dasein, haben dies am kräftigsten bethätigt. Und eben weil diese Leute in der That der menschlichen Gesellschaft nicht bedürfen, so bleiben sie ihr auch ewig fremd, und nicht selten wird ihnen, wenn sie

auf wenige Augenblicke in das irdische Leben zurückkehren, statt des wohlthuenden Mitgefühls, nur unbefriedigende Ehrenbezeugung oder unverdiente Verachtung. Aber um so bedauernswerther ist die Lage dieser Menschen, als sie in der Regel unter sich selbst uneinig sind, ja sogar miteinander nicht zu leben vermögen. Die Träumereien eines jeden von ihnen kreisen in einem andern Bereich des Wissens, in einem andern Himmel. Dieser ist von Vorstellungen aus jener Sphäre begeistert, während jener von Begriffen aus einem andern Cyclus träumt.

Werfen wir einen Blick auf die Vergangenheit, und ziehen auch nur wenige Momente aus dem Leben einiger dieser Leute an's Licht, so wird sich uns das Dasein eines Dichters in einer klaren Anschauung darstellen.

In Benvenuto Cellini finden wir eine Fülle der stärksten Charakterzüge vereinigt, welche den Dichter bezeichnen. Muth, Liebe und Freiheit, tiefe Verachtung der Reichthümer, wie überhaupt alles äußeren Prunkes und Glanzes, häu-

figer Sinnenrausch, fantastische Uebertreibungen, und mit der höchsten Empfänglichkeit für alles Gute und Schöne, die wunderlichste Veränderlichkeit in allem Thun und Lassen gepaart. — Hier finden wir ihn muthvoll das Castell St. Angelo vertheidigen, das Geschütz auf den Fürsten von Oranien richten; dort finden wir ihn unverschuldet im Gefängniß schmachten. Sich seiner Verdienste bewußt, tritt er kühn vor Paul III., die Belohnung derselben fordernd. Dreimal sehen wir ihn auf die wunderbarste Weise und mit Verachtung der größten Gefahren, aus dem Gefängnisse die Freiheit gewinnen. Dann erscheint er uns wieder an dem üppigen Hofe Franz I., mitten unter Gastgelagen, Duellen und Liebeshändeln. Der Reihe nach ist er Spieler, Bettler und Hofmann. Er bewohnt einen fürstlichen Pallast zu Fontainbleau, und bildet und schafft im Gebiete des Wissens und der Künste. Und mit welchem wahren Feuereifer schafft und liebt er seine Werke; wie rettet er seinen Jupiter aus dem zugeschworenen Verder-

ben; wie arbeitet er über den Perseus, worauf alle die Hoffnungen seines Ruhmes, seines poetischen Geistes ruhen! — In dem Augenblicke, wo er dieses Kunstwerk der Vollendung nahe gebracht, verspottet ihn die neidische Menge, höfische Intriguen drohen seiner Schöpfung mit gewissem Verderben. Aber Cellini entäußert sich auf der Stelle seines Silbers und Goldes und aller seiner Schätze, aller seiner Habe, um nur den Perseus vollenden, um ihn, wie Pigmalion, mit seiner Seele zum Leben erwecken zu können. Und in diesem entscheidenden Augenblicke kniet er wieder vor dem einigen Gott, sendet heiße Gebete zum Himmel hinauf, und flehet und betet — um einen glücklichen Guß seiner Statue. — Sehet, dies und nur dies macht ihn zum Dichter. Welcher gewöhnliche Handwerksmann würde wohl seine Reichthümer, seine ganze Habe der trügerischen Hoffnung des Schaffens, der Realisirung seiner oft noch dunkeln, wirren Gedanken opfern? — Ein solcher hätte nicht zu beten gewußt; — nur verzweifeln hätte

er können! — Aber Cellini opfert alle seine Schätze, alle seine Habe, weil er Künstler, weil er Dichter ist. Und das ganze Leben, der Ruhm, die Reichthümer, die Ehre, nichts kann sein Herz befriedigen, wieder, weil er Künstler, weil er Dichter ist. Im ganzen Verlauf des Lebens sucht er nur neue Nahrung für die Seele, neuen Reiz, neue Hoffnung; und als der Abend seiner Tage herannahet, als sein tiefdenkendes Haupt ergrauet war, und die morschen Gebeine dem Grabe entgegen wanken, da, schon in den siebenziger Jahren, ergreift er die Mönchskappe und weihet sich Gott — und abermals finden wir in dieser Handlung den Poeten! Nachdem er Künstler, Soldat, Spieler, Bettler, Hofmann gewesen, bekehrt er sich und betet; denn er fühlt, daß die Menschen mit ihrem Lieben und Hassen, die Welt mit ihren Freuden und Leiden, der Ruhm mit seinem Reize und das Gold mit seinem Glanze, das Alles zu wenig ist für den wahrhaft großen Geist, für die unergründliche Gemüthstiefe eines Dichters.

Ein Gegenstand zum Denken, ein ewiges poetisches Schaffen und Verarbeiten der unersättlichen Glut, in der er, wie sein Symbol, Salamandra, lebt; ein beständiger Wechsel der Gefühle, ein fortwährendes Hinreißen nach allen Seiten, bald von den Freuden der Hoffnungen und Erwartungen, bald von Unruhen und von Qualen, deren unzählige Abstufungen nur ein Geist wie der seinige kennt und empfindet; — das sind die unentbehrlichsten Lebens-Elemente des Dichters. Sie sind der Erhaltung seiner Geistesfrische das, was der jungen, aufbrechenden Rose, von süßen Thautropfen getränkt, das Sonnenlicht. Es fühlt seine Seele die Unendlichkeit, und ihr nach, reißt sie ihn hin in diesen Strudel des Unendlichen.

Wir haben nun vielleicht das Wunderbare begriffen, worin uns der Dichter im gewöhnlichen Leben erscheint; wir werden es begriffen haben, warum er so abgestorben, so empfindungslos für die stille, behagliche Ruhe einer friedlichen Häuslichkeit ist, und warum, selbst wenn

die Welt ihm Pyramiden errichtete, er unbeachtet daran vorbeigehen würde; wir wollen nun sehen, was die Liebe in dem Herzen eines Dichters ist, und welche Wirkung sie auf seine geistige Thätigkeit äußert. —

Francesco de Petrarca vereinigte in sich zwei der heterogensten Eigenschaften: die Exaltation eines Dichters, mit der stillen Arbeitsamkeit eines Commentators.

Wohl möglich, daß er seine Hoffnung mehr auf Gelehrsamkeit, als auf die Gesänge seines Herzens baute, und sich täuschte. Das, was er als Lehrer und Gelehrter gewirkt und geschrieben, ist längst hinüber in's Reich der Vergessenheit; aber die melodischen Ergießungen seines Herzens an seine Laura, haben ihm Unsterblichkeit errungen.

Laura, die Gemahlin des Hugo de Lades zu Avignon, war 22 Jahr alt, als Petrarca, damals ein 24jähriger Jüngling, sie in der Kirche der heiligen Clara zu Avignon, zum erstenmale erblickte. Sie sahen sich einander vor

dem Altare — und liebten sich; und von diesem Augenblicke an blieb diese reine, thränenvolle und hoffnungslose Liebe bis zu ihrem Tode unverletzt. Sie konnte nicht untergehen, weil sie allein in der Einbildung ruhte, weil nur die Seelen sich liebten, während ihr äußeres Selbst von einander fern war. Und was war dies für Liebe! eine Liebe, deren Dasein ganz Poesie, ganz im Himmel war. Und darum eben kannte sie keine Grenze, keine gefürchtete Grenze zwischen hier und Jenseits; das graue Alter mit seinen Gebrechen, der finst're Tod mit seiner Allgewalt konnte sie nicht überwinden. Die Laura des Petrarca war schön am Altare zu Avignon; Petrarca's Laura war aber auch noch schön, als der alles entblätternde Herbst des Lebens auf sie eingestürmt und die Glutstrahlen ihres Blickes gebrochen, die Rosen ihrer Wangen gebleicht hatte. Wohl wunderten sich die kalten Menschen, wenn sie dieser Laura verblichenes Antlitz sahen, von Petrarca's glühenden Gesängen zum lichten Himmel emporge-

hoben; aber noch unbegreiflicher erschien ihnen diese Liebe, als Laura schon die Erde bedeckte. Petrarca's Liebe war unendlich, wie das All, das seine Seele erfüllte.

Und dennoch war der Gegenstand seiner unbegrenzten Liebe, dennoch war Laura, sie, welche diese Glut in dem Busen des Dichters zu erwecken und zu nähren verstand; dennoch, sage ich, war sie seiner Liebe nicht werth! — Petrarca opferte ihr Alles, sein Herz, seinen Geist, sein Leben, seine Unsterblichkeit; aber sie gab ihm — nichts. Sechszehn Jahre mied sie ihn, sechszehn Jahre des Noviciats seines Ruhmes, bis zu seiner Bekränzung im Kapitol. Dann, dann erst, als die Hälfte dieses Kranzes auf ihren Schläfen ruhen konnte, dann erst hörte sie auf, ihn zu meiden und würdigte ihn vielleicht des ersten Lächelns für so viele Jahre der Leiden. — Lächeln der Eitelkeit gab sie ihm für die lebensraubende Thräne hoffnungsloser Liebe! — O Frauen! —

Das ganze Leben Petrarca's, sein Aufenthalt am Hofe des Königs von Neapel, seine Sendungen, seine Reisen, womit er die unstäte unersättliche Seele eines Dichters nährte, alles was er that, war erfüllt mit Gedanken an seine Laura. Weder die eisige Theologie, über welche er rastlos arbeitete, noch die Politik, dieses künstliche Skelett, woran die Welt mit ehernen Ketten hängt, nichts brachte ihn aus dem Zauberkreise seiner ewigen Thränen, seiner Träume von Liebe und Laura. Treu ihr bis zum letzten Hauche seines Lebens, ergriff er nach ihrem Tode die Mönchskapuze, und vertrauerte den Rest seiner Tage hinter öde Klostermauern. — Vernehmen wir hier seine eigenen Worte, welche er, bereits in Trauergedanken über Laura's Tod versenkt, nicht als Dichter, sondern als Geschichtschreiber seiner eigenen Liebe schrieb.

„Die durch so viele Reize und Tugenden hervorglänzende Laura, die ich so oft in meinen Liedern besang, trat das Erstemal am

6. April in der Kirche St. Clara zu Avignon vor meine Seele. Ich war damals noch ein Jüngling. — Manche bange Stunde, befeuchtet von Thränen der Sehnsucht und Hoffnungslosigkeit, ist seitdem vorübergegangen. In derselben Stadt, an demselben Tage, in derselben Stunde des Jahres 1348 erlosch der Lebensstern meiner Laura am Himmel. Ich war damals in Verona und wußte nichts von meinem Unglück. Diese Frau, so schön und so rein, ist an demselben Tage, nach dem heiligen Vesperamt in der Karmeliterkirche zu Avignon bestattet worden. Sie kehrte nach dem Himmel zurück, der sie der Erde nur geliehen hatte. Zur traurigen Erinnerung an diesen so schmerzlichen Verlust, habe ich diese Worte der Freude und des Schmerzes diesen Blättern anvertraut. Der Tod Laura's ist eine Verkündigung an mich, daß auch mir der letzte meiner Tage nahe sei; und jetzt, da der Nerv meines Lebens sich gelöst hat, habe ich Vertrauen in Gott,

daß es mir leicht werden wird, einer Welt zu entsagen, auf der ich mich so vielfach getäuscht, und deren Hoffnungen so eitel und vergänglich sind.“

So ist, so war die Liebe eines Dichters, und so muß sie Ueberall sein, wenn sie beständig sein soll; — ein fernes, reines, engelgleiches Träumen, eine kindliche Umarmung, ein unschuldiger Kuß, bange Sehnsucht, heiße Thränen auf sanftlächelndem Antlitz, Exaltation, beständige Widerwärtigkeiten und bitteres Schmerzgefühl — dies sind die Bestandtheile einer wahren, reinen Liebe. Ihr Kelch ist zwar gefüllt mit Wermuth, aber er ist süßer als der sinnenberauschende Nektar dieser Erde; denn nur durch Leiden erhebt sich die Liebe zum Himmel, aber durch irdischen Genuß fällt sie zur Erde herab und zerschellt sich an ihren giftigen Klippen! —

Wer unter den Malern und zugleich Dichtern hat mehr Energie und Lebhaftigkeit des Charakters entwickelt, als Salvator Rosa? — Vergebens waren die Bemühungen seiner An-

gehörigen, ihn dem Studium der Rechte zuzuwenden — Leidenschaftlich fühlte er sich zu den Künsten berufen, und namentlich war es die unbezwinglichste Neigung zur Malerei, welche seinen Geist erfüllte. Nicht Armuth und Entbehrung, nicht die Unkenntniß von der Neigung selbst, die er glühend in seiner Seele trug, Nichts konnte ihn bewegen, der Kunst zu entsagen, zu der er geboren war. Außer für den undankbaren Pinsel, der ihm auf eine lange, traurige Zeit den Ruhm versagte, hatte er so viel Ueberfluß an Leben und schöpferischer Kraft, so viel Ueberströmung des Geistes, daß er noch zur Poesie und Musik seine Zuflucht nehmen mußte, um auch noch über dieses Kunstgefilde seine wunderbare und glänzende Gedankenfülle aus seinem Innern ergießen zu können. —

Ueberall noch unbekannt, hielt es ihm schwer, sich unter den berühmten Malern jener Zeit einen Namen zu erwerben und nur einen solchen Ruf zu begründen, welcher ihn befähigt hätte, sich würdigen zu lassen. — So blieb er

noch lange unbeachtet unter der Hefe des Volkes, bis ihm der Karneval zu Rom, im Jahre 1639, Gelegenheit gab, sich daraus emporzuschwingen.

Ein Kanonenschuß vom Kastell St. Angelo verkündete die letzte Karnevalswoche. Volksmassen strömten durch die ungeheure, am Thore del **Popolo** beginnende und bei der **Piaza Colonna** endende Corsostraße, auf deren beiden Seiten große mächtige Palläste, die Werke der Palladier, Michael d'Angelos, der Berminier, sich erheben. In tausendfachen, buntfarbigen Gruppen, rollten mit jubelnden Masken angefüllte Wagen dahin. Polichinellen und Pantalons, Engel und Teufel, Mönche und Frauen, Kinder und Greise, ein wirres, buntes Gemisch von Charakteren aller Zonen, wogt und wälzt sich, gleichsam schreiend und singend, tobend und scherzend, unstät von einem Orte zum andern und leert in vollen Zügen den schäumenden Kelch der Ergötzlichkeiten, aus welchem das römische Volk für ein ganzes Jahr den Vorrath sammelt.

Hier war es nun auch, wo Salvator unter der Maske Formica und Coviella auftrat und für seine Lazzi, worin er keinen Stand, keine Leidenschaft und keine Lächerlichkeit fehlen ließ, den ersten Beifall erntete. — Aber dieser momentane Beifall war nicht geeignet, ihm einen dauernden Ruf zu erwerben; denn so wie sich die tobende Volksmenge auf den Trümmern des Colliseo und Capitol's verlor, als die letzte Stunde des letzten Karnevaltages geschlagen hatte, so war auch der Beifall Salvator's wieder erloschen, als des Karnevals letzte Maske niederfiel.

Indessen hatte dieser Umstand in Salvator einen früher nicht gefühlten, auf's äußere Leben sich erstreckenden Unternehmungstrieb erweckt. Er begann ein Theater zu arrangiren, zu welchem er die aufzuführenden Stücke selbst schrieb und zugleich Schauspieler, Musiker und Decorateur war. Als er sich bei dieser Gelegenheit in Rom bald auszeichnete und sich nach kurzer Zeit einen selbstbegründeten Ruf erwor-

ben hatte, ging er nach Neapel, wo er während der damaligen Unruhen des Landes, welche eine Umwälzung der Regierung herbeiführten, eine bewunderungswürdige Energie an den Tag legte. — Als Mitglied einer geheimen Verbindung, entfloh er nach Rom, wo er bis zu seinem Tode mit Anstrengung arbeitete und sich besonders durch beißende Satyre an seinen Verfolgern rächte.

Der poetische Charakter Salvators zeigt sich sowohl in seinem abenteuerlichen und unruhigen Leben, als auch in seinen Werken, in welchen die Leidenschaft des Pinsels mit einer unauslöschbaren Glut der lebendigsten Gedanken wechselt.

Bei einem Dichter deutet Alles auf den Dichter hin. Immer ist er leidenschaftlich, gleichviel, ob er sich in einer reinen poetischen Sphäre bewegt, oder ob er mit seinem Herzen der Erde, der undankbaren Erde anklebt. — Alles was er erfaßt, trägt unter seinen Händen die ganze

Energie seines Geistes, den ganzen Umfang seiner poetischen Kraft.

Rembrand van Rhyn, dieser berühmte Maler, hatte die Leidenschaft seines Herzens dem Golde zugewandt. Der Gedanke, Gold zu sammeln, erfüllte seine ganze Seele, und mit welchem sich selbst entehrenden Eifer hat er diesem Gedanken nachgestrebt! — Um seine Kupferstiche auf's Theuerste zu verkaufen, gab er das Gestochene für Zeichnung aus. Alte Zeichnungen schuf er in neue um, und ließ seine Frau sogar Trauer anlegen, um der Welt seinen Tod vorzuspiegeln und dadurch die Preise seiner Werke zu erhöhen. —

Racine dagegen, einer der am meisten prosaischen Dichter, war wieder so wenig für Gold empfänglich, das Despreau, ein alter Kritiker und Anatomist, mit Verwunderung über ihn ausrief: „Kann man denn so gleichgültig gegen 1000 Louisd'ors sein!" — Wiewohl seine Poesie etwas kalt und monoton erscheint, so hat Racine doch die Natur eines Dichters

gehabt. In ihm hat die Nachahmung den Eifer und die Begeisterung unterdrückt. —

Der ehrenwerthe Lafontaine, welcher nur Fabeln ohne Poesie und witzige Erzählungen geschrieben hat, war dennoch ein Dichter; zumal bekannt ist, daß Witz und Poesie wie zwei Pole gegen einander stehen. Seine beständige Zerstreuung, sein inneres, in sich selbst vertieftes Leben, seine gänzliche Unbekanntschaft mit der ihn umgehenden Welt, und seine Dichtungen, stellen ihn als einen ausschließlich geistigen Dichter dar, und eine nähere Betrachtung seines Charakters bestätigt dies noch mehr.

Lafontaine war Dichter, und sein ganzes Leben hindurch ein Kind. Er bedurfte immer einer Führerin, denn seine nächste Umgebung war ihm gänzlich fremd. Er wurde sogar gegen seinen Willen verheirathet, und wußte kaum, daß er eine Frau hatte; und als man ihn einst aufforderte, er möchte von Paris aus zu ihr in die Provinz zum Besuch reisen, that er dies zwar, antwortete aber den Fragenden bei seiner

Rückkehr: „ich habe meine Frau nicht gesehen; sie war eben in der Messe.“ — Seinen Sohn kannte er gar nicht. Man stellte ihm denselben in einer Gesellschaft vor und sagte, daß dies sein Sohn sei. — „Es freut mich sehr . . . .“ antwortete er. — Madam Sablière, seine Freundin, nannte ihn sehr treffend „un fablier“; denn Lafontaine schrieb in der That seine Fabeln, wie der Baum, seiner selbst unbewußt, Früchte trägt.

Wollen wir den Franzosen und Dichter in Einer Person betrachten, so werfen wir einen Blick auf Vernet, welcher sich an einen Mastbaum band, um sich das stürmende Meer anschaulich zu machen. — Wo Andere blassen Schrecken und egoistische Gefahr sahen, da sah er nur die mächtige Hand Gottes, die Riesenkraft der gewaltigen Natur, und ergötzte sich in dem Sturme am Himmel und am Meere. — Dieser Geist eines Dichters, dieses wahre, tiefe Gefühl seines eigentlichen Berufes, dieser Antrieb zum Schaffen und Nachahmen und dieser

Eifer, sogar in denjenigen Augenblicken Material für seine rastlose Phantasie zu sammeln, welche mit eiserner Hand die Seelen gewöhnlicher Leute zusammenpressen, derjenigen Leute, welche nicht das höhere Ziel des Lebens kennen, welche in dem Sturme nicht die schönste Poesie und die malerische Natur, sondern nur Schrecken, Verderben und Tod erblicken und davor erbeben — das eben ist die Urkraft, der eigentliche Lebensfunke, welcher, vom Himmel herab in die Seele des Menschen fällt, wenn ihn die Götter zum Dichter erschaffen. —

Das Leben Camoins ist ein schönes Beispiel von Leben eines Dichters. — In Folge einer unglücklichen Liebe aus seinem Vaterlande verbannt, Soldat auf der Flotte von Gibraltar, suchte er vergebens auf weiten Zügen und in Kämpfen, und selbst unter dem glühenden Himmelsstriche Indien's, das Glück zu erhaschen. Seine „Louisiade" kam in Goa zum Vorschein. Aber mit ihr entströmten auch noch eine Menge satyrischer Verse seiner Feder, welche er gegen

seine Feinde ausgoß und die ihm abermalige Verbannung bereiteten. Er gelangte an die Grenze von China, kam nach Macao und vollendete hier seine „Louisiade."

Von nun an lebte Camoins nur in seinem Werke. Er wußte, er fühlte, daß seine Werke seine schönste Zukunft, seine Unsterblichkeit im Herzen trugen, und als, auf der Rückkehr in sein Vaterland begriffen, beim Schiffbruch ihm und seiner Unsterblichkeit nahe Vernichtung drohte, erfaßte er seinen theuersten Schatz, stürzte sich mit ihm in die brausende Fluth und fand Rettung. — Ein schönes, herrliches Beispiel von Aufopferung eines Dichters für ein Werk, welches den besten Theil seines Lebens in sich schloß! —

Nach sechszehnjähriger Entfernung, nach tausend bangen Stunden des Trübsals und der Verzweiflung, kehrte Camoins in das Land seiner glücklichen Kindheit, in die langentbehrte Heimath zurück. Mit der Liebe seines erhabenen Talentes, ließ er sein Dichtwerk erscheinen, und

seine Hoffnung, seine süße, feste Hoffnung — hatte ihn betrogen. Man empfing das Werk mit Lob — aber auch nur mit Lob.

Nachdem ein treuer Diener ihm eine Zeitlang das tägliche Brod erbettelt, seine lechzende Zunge mit einem Trunk frischen Wassers erquickt hatte, starb Camoins den Hungertod im Hospitale! —

Erst nach seinem Tode, nach einem Tode im Hospitale, im Elend; nach einem Tode durch Hunger und Verzweiflung; nach diesem schrecklichen Tode eines von der Welt nicht verstandenen Dichters, eines von menschlicher Hilfe verlassenen Menschen, nach dem Tode sage ich, entstanden ehrende Denkmäler auf seinem Grabe, und der Lorbeer wand sich um seine kalte, marmorne Schläfe! — O Welt — o Menschen! —

Eine Menge Beispiele eines wahren poetischen Lebens und Denkens giebt es noch unter den Malern. Wer wird dies nicht in dem Testamente jenes bekannten Malers finden, welcher einen Fonds zur alljährlichen Ausstattung eines

Mädchens gründete, mit der wunderlichen Bedingung, daß das junge Ehepaar am Tage ihrer Verbindung einmal auf seinem Grabe tanzen müßte? Eine wahrhaft poetische Wohlthätigkeit. — Nicht minder poetisch ist das Leben Tintoret's. Seine Ablehnung des Ordens St. Michael; die vielen Verschenkungen von Gemälden, welche ihm durch Verkauf ungeheure Summen eingebracht hätten; der den Flamändischen Malern ertheilte Unterricht; seine Darstellungsweise voll Feuer und Kühnheit, wiewohl doch genial nachlässig, dies Alles entdeckt in ihm einen poetischen Geist, der ganz in seinen Werken und in sich selbst lebte.

Wir übergehen noch den geizigen Rembrand, welcher seine ganze Energie des Geistes nur dem Anhäufen des Goldes zuwendete; wir übersehen den König der Koloristen, den hochmüthigen Rubens, den wunderlichen Salvator dessen Pinsel und Gedankenfülle sich so oft den, undankbaren Räuberscenen zukehrten, und werfen zum Beschlusse nur noch einen Blick auf

das Leben eines zwar wenig bekannten, aber nichts destoweniger in vieler Hinsicht großen Dichters und Malers.

Adrian Boor, ein armer, harmloser Knabe, malte von frühester Kindheit an, auf kleine Stückchen Leinwand, Blumen und Vögel, welche seine Mutter verkaufte und dürftig davon lebte. Indessen war sein angeborenes Talent der öffentlichen Aufmerksamkeit nicht entgangen. Hals, ein ziemlich geübter Maler, nahm, von Habsucht geleitet, ihn unter dem Vorwande der Lehre zu sich; in der That aber nur, um von seinem Talente Nutzen zu ziehen. Er ließ ihn arbeiten, bewachte jeden seiner Schritte, und der arme Boor, in Lumpen gehüllt, von Hunger gequält und vor Kälte zitternd, mußte Tag und Nacht bei Malereien sitzen, die der gewinnsüchtige Hals für hohe Preise verkaufte; und um sich der längern Dauer der Befriedigung seiner Habgier zu versichern, kam der speculative Lehrer sogar darauf, ihn in einem abgelegenen Speicher zu verschließen.

Boor hatte aber Bekannte und Freunde. Spielgenossen aus den Kinderjahren, welche, nichts von seinem Berufe ahnend, ihn vermißten. Lange waren ihre Nachforschungen vergeblich, bis sie endlich seinen Aufenthalt entdeckten. Sie kletterten auf den Speicher und sahen mit nicht geringer Verwunderung durch ein kleines Fenster, daß der kleine Boor — ein Maler war. — Nachdem sie sich mit ihm verständigt hatten, bestellten sie eine Anzahl verschiedener Bilder, wofür sie ihm pro Stück einige Groschen zahlten. Der arme Boor konnte nun vor Freude sich nicht fassen, daß er auf diese Weise heimlich etwas verdienen könne. Diese Freude wurde aber bald getrübt. Sein Lehrer und dessen Ehefrau, von dem immer steigenden Preise der Bilder Boor's angespornt, bewachten diesen nun so ununterbrochen, daß ihm zu seinem eigenen Verdienste kein Augenblick übrig blieb. Dies trieb den armen Jungen fast zur Verzweiflung. Abgesondert von jeder menschenfreundlichen Umgebung, eingeschlossen, verhungert, entfloh er end-

lich, mit Hilfe seiner Kameraden, aus seinem Gefängnisse. — Fast nackt, unbekannt mit der Welt und mit ihren Verhältnissen, wußte er selbst nicht, was mit der Freiheit anzufangen, und suchte auf eine eben so poetische als kindliche Weise sich zu helfen. Er kaufte für wenige Groschen, die er noch besaß, Pfefferkuchen und Confect, und flüchtete sich damit auf das Chor einer nahegelegenen Kirche. Hier wurde er erkannt und zu seinem Lehrer zurückgeführt, welcher erschrocken über den noch nicht erfahrenen, ihm gedrohten Verlust, ihm für die Zukunft bessere Behandlung versprach.

Und er hielt Wort! Er schenkte ihm eins seiner abgelegten Kleider und fütterte ihn mit den Ueberbleibseln der ganzen Woche. Voor erfreut, daß er wenigstens keinen Hunger mehr zu leiden hatte, verfolgte seine Arbeiten mit dem angestrengtesten Eifer, und Hals verkaufte seine Bilder auf's Theuerste. — So ging es lange Zeit, bis Adrian, endlich durch Zufall von dem hohen Preise seiner Arbeiten in Kenntniß ge-

setzt, zum zweitenmale entfloh, ohne einen Pfennig in der Tasche, ohne ein ganzes Kleid auf dem Leibe, sich selbst überlassen, gleichsam nur mit Kopf und Hand, begab er sich nach Amsterdam.

Hier traf er auf einen Bilderhändler, welcher ihn gastfreundlich aufnahm, und bald überzeugte sich der arme Boor zu seiner nicht geringen Freude, daß auch in Amsterdam seine Bilder bereits bekannt waren und in einem nicht geringen Preise standen. Er hätte vielleicht daran gezweifelt, weil er dies nur hörte; als ihm aber ein Liebhaber für seine frische Arbeit 100 Ducaten gab, war seine Freude ohne Grenzen. Er streute das Gold auf sein Bett und wälzt sich darauf wie wahnsinnig herum. Armes Kind! —

Als der Rausch übermäßiger Freude entflohen war, sammelte er das Gold, ging damit auf die Straße, suchte sich aus der Hefe des Volkes Freunde und Bekannte, ging mit ihnen in die nächste Schenke und verließ diese

nicht früher, als bis der letzte Groschen aufgegangen war.

— „Wo hast du das Geld gelassen?“ fragte der Bildhändler, als Boor zu ihm zurückgekehrt war.

— „Ich bin es los geworden, damit es mich nicht weiter beunruhige.“

Eine kühne, herrliche Antwort, welche sich über den beunruhigenden Antrieb zum Genusse ausspricht, der ihm nicht eher zu arbeiten gestattete, als bis er sich der Mittel dazu entledigt hatte. Eine Unruhe des Menschen, welchem bis jetzt das Leben ein bitteres Räthsel von Arbeit und Leiden war, und welches eine Handvoll Goldes in einen Strom freudigen Entzückens umwandelte. — Und so erging es ihm sein ganzes Leben: arm, arbeitete er; reich, verschwendete er mit vollen Händen.

Der Eifer, mit welchem Boor an die Arbeit ging, war grenzenlos; er vertiefte sich so in seinen Ideen, daß man ihn sogar mit den Figuren sprechen hörte, die sein Pinsel schuf.

Für ihn lebten diese Kinder seines Geistes. Im Augenblicke der Schöpfung sprach er mit ihnen, er hörte sie antworten, und von einer solchen Welt ward er auch verstanden. Dort befand sich das Geheimniß der Seele des begeisterten Dichters; — die Menschen verlachte Boor, wie sie ihn.

Zu Antwerpen ward er, für einen Spion gehalten, verhaftet. — Rubens besucht und erkennt ihn an seiner Arbeit, kauft ihn aus der Gefangenschaft, giebt ihm Wohnung und bietet ihm seine Freundschaft an. Aber Boor, das Kind der Straßen und der Schenken, konnte das geregelte, angenehme Leben Rubens, dieses Lieblings der Könige, nicht ertragen, und entfloh. — Immer zerlumpt, schmutzig und trunken, sehnt er sich endlich nach einem ruhigen Leben, nach einem Herzen, das sich dem seinigen mit warmer Theilnahme anschlösse. Und er fand es. Er nahm seine Wohnung bei einem Bäcker, den er im Malen unterrichtete, und dessen Frau er lieben lehrte. — Plötzlich

mußte er aber die Flucht ergreifen; und wieder Vagabond und Bettler, begab er sich nach Antwerpen, wo er, am zweiten Tage nach seiner Ankunft, im Hospitale starb. — Rubens ließ ihn bestatten und die Stadt setzte ihm ein Denkmal. — Ewiger Friede der rastlosen Seele Adrian Boor's!

Gott bewahre Dich, lieber Leser, vor allem Bösen; aber vor Allem bewahre er Dich vor einem poetischen Leben! Viel Ruhm würdest Du nach dem Tode, aber viele Thränen im Leben erndten. — Jede Mutter möge daher an der Wiege ihres Säuglings beten: „Himmlischer Vater, laß ihn werden, was Dir gefällt; nur laß ihn keinen Dichter werden!“

Der Dichter gleicht in dieser Welt einem aus Afrika nach dem Norden verpflanzten Gewächse. Schnell schießt es empor in dem kurzen, erquickenden Lenz; aber bald verdorrt es an dem eisigen Hauch der Welt, unter der kalten Hand der herzlosen Menschen, die es loben, ohne es zu erwärmen und zu begreifen. Ver-

geblich wird es nach der Sonne, seiner Heimath, nach seinem tropischen Himmel sich umschauen; nur Eis und nichts als Eis wird mit seiner Starrheit es umringen und vernichten. — Der Dichter ist ein Phantom, in diese Welt versetzt, nicht um zu leben und zu lieben; nein, um zu leiden und zu sterben. Er bittet, er bettelt bei diesen eisigen Menschen um Mitleid; aber sie verstehen seine Sprache nicht, und Todtenkränze werfen ihm die kalten Hände als Almosen zu! —

Friede sei ihren Seelen in den Grüften, den sie im Leben nicht fanden! —

Des Bürgermeisters Kater.

Erstes Kapitel.

Meine Großmutter und meine Hoffnung. — Gegenseitiges Wohlbefinden. — Klassificirte Fälle des Lebens. — Sie starb. — Drei Dinge ihrer Nachlassenschaft. — Was mich rettete. — Eine halbe Elle Crep und ein seelenvergnügtes Lächeln. — Prozesse, als Schwindsucht der Wohlhabenheit. — Geständnisse eines Juristen. — Der Uebel größtes. — Arm und reich. — Nutzanwendung. — Berufsliebe der Männer der Justiz. — Ich ging an's Werk. — Eintreffen im Orte meiner friedliebenden Bestimmung.

Als meine Großmutter noch nicht gestorben war, lebte meine Hoffnung noch; denn die gute Dame, deren einziger Erbe ich war, galt für reich und mit ihren Jahren stieg mein Kredit. Daher kam es denn auch, daß unser gegenseitiges Wohlbefinden nicht zehn Schritte

friedlich nebeneinander gehen konnte. Ich befand mich wohl, wenn sie Migräne hatte; war sie aber guter Dinge, so konnte Niemand schlechter disponirt sein, als ich. Jede kleine Anfechtung, die ihre Gesundheit erlitt, verschaffte mir einen Vorschuß auf ihren Tod.

Nun giebt es im menschlichen Leben so unendlich viele Fälle — Fälle, die eben so verschiedenartig als zahlreich sind, die sich aber überhaupt in vier Klassen eintheilen lassen: in angenehme und unangenehme, glückliche und unglückliche. Die unangenehmen sind die fatalsten; denn zu ihnen gehören auch die getäuschten Hoffnungen. —

Sie starb; — nämlich meine Großmutter; und das war — ein glücklicher Fall meinst Du, lieber Leser? — Nichts da. Es war der unangenehmste, der mir begegnen konnte, — eine getäuschte Hoffnung. Denn kaum hatte sie ihre Augen geschlossen, so schlossen meine Gläubiger, als ob sie es unter sich verabredet hätten, auch meine, oder vielmehr ihre Rechnun-

gen, und ich — ich konnte sie nicht bezahlen; denn die Selige hinterliß mir nichts weiter als drei Dinge, die kein Mensch als baares Geld hätte hinnehmen mögen, nämlich: den Anfang und die Fortsetzung eines langwierigen Prozesses, von dem sie nur die Einleitung erlebt hatte; — ferner, den Wunsch, mich bald zu verheirathen, und noch ferner, die Sorge, meine Schulden zu bezahlen. —

Schon als Kind verspürte ich einige Anlagen, ein gewaltiger Diplomat zu werden. Wenn ich meinen Spielgefährten Sand in die Augen warf, so that ich, als ob ich darüber weinte. Im Grunde aber, d. h. im Herzensgrunde, lachte ich; und die Geblendeten baten mich um Verzeihung, daß sie sich mit offenen Augen gerade da hingestellt hatten, wo ich sie treffen mußte.

Das rettete mich jetzt.

Ich weihte nämlich dem Ableben meiner Großmutter zwei wichtige Gegenstände: eine halbe Elle Crep, mit dem ich, in der Richtung

des Herzens, meinen Arm umwickelte, und das seelenvergnügte Alltagslächeln eines reichen Mannes, womit ich mein Angesicht überzog. — Die Gläubiger sahen auf meinem Antlitz die sicherste Hypothek ihrer Vorschüsse strahlen, und baten mich, noch über sie, oder vielmehr über ihre Geldbeutel, zu disponiren, im Falle der letzte Wille der „in Gott Ruhenden" oder die Ordnung ihrer Nachlassenschaft mir noch nicht gestatte . . . ."

Ich machte den angemessensten Gebrauch. —

Langwierige Prozesse sind die Schwindsucht der Wohlhabenheit. Wie diese, sind sie erblich und sind selten, und nur im ersten Entstehen, heilbar. — Der Prozeß meiner reichen Erbschaft lag gleichsam noch in der ersten Kindeswiege, und die Juristen, die für die Partheien über das Pro und Contra noch mit sich selbst zu Rathe gingen und nur gelegentlich etwa eine Feder darüber spitzten, waren gewissermaßen die Muhmen und Gevatterinnen, die bisweilen darüber streiten, ob das neugeborne Kind dem

Vater oder der Mutter ähnlich sehe, oder, wie eine der Gevatterinnen einer andern in's Ohr zischelt, es einem aimablen Jugendfreunde gleiche. — Auch einer der Juristen meinte mit zweideutigem Lächeln: der Prozeß würde wohl weder **pro** noch **contra** einer Parthei, sondern für die nimmersatten Sirenen langjähriger Prozesse — für die gerichtlichen und außergerichtlichen Sportelkassen gewonnen werden. —

Das schien mir ein unpolitisches Geständniß einer widernatürlichen Ehrlichkeit zu sein; und schon seiner Seltenheit wegen, sollte es nicht fruchtlos in das kleinlaute Gemüth meiner finanziellen Niedergeschlagenheit fallen. —

Wer es erlebte, den Prozeß zu gewinnen, der konnte darauf rechnen, ein „gemachter Mann" zu werden; denn das Object betraf nicht weniger als 70,000 Thaler, und nebenbei ein schuldenfreies Rittergut, auf dem nur eine mittelmäßige Rente ruhte.

Wer es erlebte! —

Mancher Prozeß hat schon Manchen arm, aber mancher Vergleich schon viele reich gemacht. So dachte ich; und daß ich es dachte, habe ich noch niemals bereut. —

Wenn unter allen Uebeln dieses Lebens der Uebel größtes eingetreten ist, — der Druck der Schulden, so denke man an ein Arrangement. — Auch ich, das fühlte ich, mußte mich arrangiren, und zwar in allen Richtungen meiner verwickelten Verhältnisse. Damit ich das aber ehrenvoll vermochte, blieb mir nichts weiter übrig, als den letzten Nothanker meiner letzten Hilfsquellen zu lichten — in dem wichtigsten Theile meiner Erbschaft — in dem Prozesse meiner „Verstorbenen" mein Heil zu suchen.

Ein Vergleich mit meinem Gegner, auch der schlechteste, mußte mich zum reichen Manne machen. Das sagte ich mir selbst; denn ich folgerte, daß man niemals leichter ein reicher Mann werden könne, als wenn man erst ein armer Mann ist, und sich, als solcher, die

Hälfte eines Kapitals von 70,000 Thalern und eines Grundstückes von gleichem Werthe, wenn auch um ein Drittel geschmälert, anzueignen vermag. — Einige Rechtsgelehrte, die ich in der Sache zu Rathe zog, wollten zwar nicht der Meinung sein. Sie behaupteten vielmehr das Vorhandensein eines umgekehrten Verhältnisses; nämlich, daß ich, selbst beim besten Vergleiche, vom reichen Manne zum armen werden müßte; denn wer von einem Vermögen von 70,000 Thalern, wie es das meinige, oder vielmehr das des Prozesses war, behaupten sie, vielleicht gar über die Hälfte verliere, müsse schlechterdings zum armen Manne werden.

Die Nutzanwendung dieser juristisch-logischen Behauptung machte ich mir selbst:

Legt irgend ein Wesen unter der Sonne eine unbegrenzte Liebe zu seinem Berufe an den Tag, so sind es die Männer der Justiz. — Eine Sache, in der sie die ersten zehn Federstriche gethan, ist gleichsam ihrem Herzen emancipirt; und ließe man ihrer Neigung die Zügel schießen

so wäre für die Unsterblichkeit ihrer Herzensbürger gesorgt. Darum sind diese Leute zu nichts weniger zu gebrauchen, als zur Schlichtung einer Sache durch „Vergleich", und das Wort „Sühneversuch" in den Gesetzbüchern, hat für sie keine andere Bedeutung, als etwa: ermahnet sie, das Unvermeidliche mit Geduld und Ausdauer zu ertragen. . . . . — Daher betrachten sie einen Prozeß, der mit „Vergleich" endet, gleichsam als ein verlornes Schaaf ihrer Heerde, welches sie übrigens erst dann ganz aufgeben, wenn ihr gemeinsamer Feind, von gleichen Interessen getrieben, gemeinschaftliche Sache macht. — Ich war daher entschlossen, zur gütlichen Beilegung meines Rechtsstreites, wenn es sein müßte, mich eher eines Geistlichen, als eines Juristen zu bedienen; denn während dieser mit der Handhabung des Rechts stiefmütterlich umgeht, geizt jener wenigstens mit den Worten des Friedens nicht.

Anfang und Ende meines intendirten Werkes der „Sühne", beabsichtigte ich in eigner

Person zu vollbringen. Die Fortsetzung sollte irgend eine friedliebende Seele übernehmen, die ich etwa auf den Kreuzwegen meiner Operationslinie antreffen würde.

Voll Entschlossenheit, und mit dem Vorsatze, selbst das Aergste muthig zu ertragen' ging ich an's Werk. —

So viel ich schon bei Lebenszeiten meiner Großmutter erfahren hatte, war mein Prozeßgegner Niemand anders, als eine weitläuftige Verwandte meiner „Verstorbenen", die verwittwete Kollegenräthin Schönfeld zu K — —.

Die Räthin war eine alte, etwa siebenzig jährige Frau, die den Rechtsstreit einzig und allein darum angestrengt, weil ihre einzige Enkelin und Universalerbin ihr weiß gemacht hatte, daß das Rittergut, welches, einem aten Familienabkommen zufolge meine Erblasserin für eigene Rechnung bewirthschaften ließ und dafür der Kollegenräthin nur eine gewisse Rente zahlte, die schönsten Erdbeeren in der ganzen Provinz gewinne, und es daher recht angenehm wäre,

die Bewirthschaftung des Gutes selbst zu übernehmen, und dagegen meine Großmutter mit jener Rente abzufinden. —

Einige Formalitäten, welche bei dem Familienabkommen in Bezug auf die Brwirthschaftung des Gutes, nicht berücksichtigt worden waren, gaben der Räthin, wenn zwar kein vollständiges Recht auf Richtigkeits-Erklärung desselben zu provociren und gewisse, auf andere Grundstücke eingetrage Kapitalien, zum Belaufe von 70,000 Thalern, als Entschädigung des, während einer Reihe von Jahren entbehrten Nießbrauchs des Gutes und der Gelder, zu verlangen, aber doch Motive genug in Händen, vermittelst welcher wackere Rechtsgelehrte Gelegenheit fanden, einen Rechtsstreit zu entwickeln, dessen Ende sich vielleicht einmal in der Leidensgeschichte einer spätern Generation hätte auffinden lassen.

Aus allem dem folgerte ich also, daß ich es mit einer Dame zu thun habe, die an einer fatalen Krankheit laborire — an einer Läh-

mung des freien Willens, und ich richtete meinen Operationsplan darnach ein.

K — — war nur drei Meilen chaussirten Weges von meinem Wohnorte entfernt. Ein schöner Maitag begünstigte meine Reise dahin, und mit den nöthigen resp. schwarz und roth besiegelten und bestempelten Schriften und Urkunden versehen, langte ich wohlbehalten am Orte meiner friedfertigen Bestimmung an.

Zweites Kapitel.

Begebenheiten historischer Bedeutung von K — —. Productionen einer Künstler-Truppe. — Seltsame Manipulation des Hängens. – Des würdigen Künstlers würdigster Lohn. — Nachahmungseifer. — Ausspruch des Schicksals. — Todesgang eines braungefleckten Katers. — Letzte Anstrengungen und Tod eines Eleven auf Vieren. — Er hatte vollendet. — Wandelbarkeit des menschlichen Herzens. — Wirkungen der Freude und der Trauer. — Ein versammeltes Publikum. — Auflösung der Versammlung. — Seelenzustände zweier Polizeidiener. — Der liebe Gott, als Sachwalter der Dummen. – Eine Idee, ihre Offenbarung und Folgen. — Eine männlich-stille Umarmung. —

In einem kleinen Städtchen, wie K — —, erreichen gewöhnlich drei verschiedene Begebenheiten im Jahre gleichsam eine historische Bedeutung, die jedoch nur so lange währt, bis

sich dieselben Dinge im nächstfolgenden Jahre in veränderter Gestalt wiederholen. Zu diesen Begebenheiten gehören: ein **Bal-masque** zur Zeit des Winters, — die drei monatliche Anwesenheit einer Schauspieltruppe im Herbste, — und die halsbrechenden Productionen durchreisender Seiltänzer im Frühjahr und im Sommer. — Wie der Speck den Haasen, so spickt der **Bal-masque** die gesellschaftliche Conversation eines ganzen Jahres mit Witz und Laune, und selbst der geringste Mann taucht eine Zeitlang seine magern Bissen in die pikante Sauce dieses geistigen Gemeinheitsgutes ein. — Die schauspielerischen Vorstellungen, die in K — — nur durch „Rinaldo Rinaldini", „Mord und Rache", „Ritter Kunz von Teufelsburg" ꝛc., etwa wie die Blattläuse den Rosenstock, die dramatische Kunst verherrlichen, stärkt die Herzen im Glauben an menschliche Schwächen und himmlische Größen; und die schwungvollen Productionen der „Wanderer auf dem Seile", impfen der gelehrigen Schul-

jugend die ersten Grundsätze in Nachahmung der Künste ein. —

Wenige Tage vor meinem Eintreffen in K— —, hatte eine der letztern Begebenheiten eben ihr diesjähriges Frühjahrsende erreicht, als sich Folgen davon herausstellten, die eben so seltsam, als unerhört in ihrer Art waren, und — wer sollte es glauben — die selbst auf mich unschuldiges Blut und auf meine noch unschuldigere Angelegenheiten einen Einfluß ausübten, der an das Wunderbare grenzte.

Höre mich, lieber Leser, und staune!

Es war an einem hellen Maitage des Nachmittags, und zu einer Stunde, welche schon in grauer Vorzeit von den Voreltern des wohlhabendern Handwerkstandes zu K— —, als die naturgesetzliche Kaffee- und Buffet-Stunde bezeichnet wurde, — nämlich um 4 Uhr. Nur außerordentlichen Fällen wurde vor diesen leiblichen Vesperandachten die Ehre des Vorzuges erwiesen. Ein solcher Fall hatte sich auch heute ereignet.

Wie ein mächtiger Knäul entwirrte sich auf dem, mit zweideutigen Merkmalen der Noth und des Segens, — mit freiwilligen Grasflecken fragmentarisch begrünten Marktplatzes zu K — —, das Gedränge seiner fast ganzen 5000 seeligen Einwohnerschaft. Eine an Menschen und Pferden gleich große Künstler-Truppe, wie sie „noch nicht dagewesen" hatte das Unerhörteste producirt. Verwunderung über das Gesehene malte sich auf jedem Antlitz der Verständigen und Unverständigen und förderte die Lust der Nachahmung in Gelenke und Gedanken der lärmenden Jugend. — So wie jede Kunst sich in Abstufungen eintheilen läßt, und in ihrer höchsten Stufe sich wieder ein Glanzpunkt des Ganzen herausstellt, so war auch in den gesehenen Productionen eine einzige gymnastische Manipulation der Glanzpunkt aller andern glänzenden Erzeugnissen der Art geworden. Diese Manipulation bestand nämlich in der Behandlung des natürlichen Hängens, vermittelst einer eben so natürlichen Armensünder-

schlinge an einem passablen hanfenen Stricke, ohne daß sich dadurch die natürlichen Folgen des Hängens, ein unnatürlicher Tod, hätte wittern lassen. Ein etwas blau angelaufenes Gesicht war Alles, was das fünf Minuten lange Baumeln zwischen Himmel und Erde zu Wege brachte, und das klassische Sprüchwort: „Du sollst den Teufel nicht an die Wand malen", schien dem eingeschnürten Halse des, dem Tode englischer Rechtspflege Preisgegebenen gegenüber, beschämt die Augen niederzuschlagen. — Der Enthusiasmus des in der Majorität seiner Einwohnerschaft zuschauenden K— —'s, welcher sich in einem rasenden Beifallssturme Luft machte und manche Kupfermünze in den zum überzähligen Male herumwandernden Kassenteller warf, war des würdigen Künstlers würdigster Lohn, und mit inniger Rührung sah er der entzückten Straßenjugend zu, die im Nachhausegehen bemüht war, sich überall aufzuhängen, wo ihr ein qualificirter Gegenstand dazu in den Weg kam.

So hatte sich denn in diesen jugendlichen Gemüthern auch für die folgenden Tage die Lust zur Verherrlichung des einzig in seiner Art dastehenden Hängens noch ungeschwächt erhalten, und die unermüdlichste Nachahmung schien diesem Glanzpunkte gymnastischer Künste ein bleibendes Denkmal setzen zu wollen, als sich eben jener obenerwähnte Fall ereignete, der für die armen Kunstjünger die traurigsten, und für mich und meine Sache die lustigsten Folgen herbeiführte.

Ein Theil der männlichen Schuljugend weihte nämlich des nächsten Mittwochs-Nachmittags vergnügte Feierstunden der Nachahmung jenes großen Künstlers im Hängen. An dem weit hinausreichenden Zweige eines antiken Apfelbaumes, hatte der beste der Turner den verhängnißvollen Strick befestigt, dessen Schlinge, in der Luft schwebend, auf den Hals eines der Kunstbeflissenen zu warten schien. Aber noch zu neu in der ernsten Wissenschaft spaßhafter Todesverhöhnung, wollte Keiner das ergötzliche

Wagestück versuchen, mit zugeschnürter Kehle dem sichern Besieger aller lebendigen Wesen zu trotzen; und ein belehrender Ausspruch ihres Informators, daß die Kunst, auch die größte, sich nicht selten erst über Leichen den Weg zum Siege bahnen müsse, war nicht geeignet, ihnen mit einigen Aufmunterungen beizuspringen. Vergebens waren die Rathschläge der Weisesten: den Hängenden, wenn ihm Gefahr drohen sollte, auf den ersten Hilferuf von der Unbequemlichkeit der tödtlichen Schlinge zu erlösen. — Allein verfolgt sollte und mußte die edle Kunst nun einmal werden, und des rühmlichsten Eifers voll, war ein Mitglied der berathenden Societät schon entschlossen . . . .

Da schien plötzlich das Schicksal selbst den wichtigen Ausspruch über Thun und Lassen, durch einen höhern Fingerzeig zu verkünden. —

Am Zaune des nahen Bürgermeisterlichen Gartens führte sein tödtliches Geschick, mit sorgenfreiem Sinne und gemächlichen Schrittes, den ersten Favoriten das unbeweibten städtischen

Behördenhauptes, einen wohlgenährten, braungefleckten Kater entlang.

Armes Wesen der Kammern und der Küchen! Bewunderungswerthes Universalgenie gegen Ratten und Mäuse — Deine Stunde hatte geschlagen! —

Den vierfüßigen „Retter aus Verlegenheit“ sehen, ergreifen, seinen Kopf in die Schlinge stecken, und ihn dann vom Baume in die Luft hinabstürzen, war das Werk eines Augenblickes, und vergnügt jauchzte die von aller Noth erlöste Jugend dem, trotz dem muthigsten Voltigeur, frei dahängenden Braungefleckten, ihre Bravos zu, während der Zeitraum seiner halsschnürenden Production einstimmig auf eine Viertelstunde festgesetzt wurde. —

Vergebens sträubte sich der, als Märtyrer der Kunst, zwischen Himmel und Erde dahinsterbende Kater mit Vorder- und Hinterpfoten; umsonst streckte er die dunkelgeröthetete Zunge zu dem in Todesangst nach Luft schnappenden Rachen hinaus und preßte die grauen Augäpfel

verzweifelnd aus ihren Höhlen; — die begeisterten Kunstjünger sahen in seinen Mienen und Bewegungen nichts weiter als die närrischen Geberden eines Bajazzos in Katzengestalt, und sprangen vor Freude in die Höhe. — Daß ihrem Zöglinge dort oben am Stricke etwas begegnen könne, was man beim Menschen „etwas Menschliches“ nennt, dieser Gedanke der Sorge und des Gewissens trübte keine der entzückten Seelen. Jubelnd zollten sie den graziös-possirlichen Anstrengungen des in der Prüfung eines kunstgerechten Hängens Begriffenen, noch ihre Bewunderung, als die Scene sich plötzlich änderte. —

Ein verhängnißvolles Wort der Weisheitssprüche dieses Lebens, — das Wort von „den Teufel an die Wand rc.“ hatte sich erfüllt; denn jene spaßhaften Anstrengungen — ach! sie waren die letzten eines der Kunst unfreiwillig dienenden Eleven auf Vieren; — der schwebende Kater als Künstler in Todesnöthen, — er hatte vollendet! —

Noch ahnte keiner seiner unschuldigen Henker etwas von der gräßlichen That, bis, als die bestimmte Probefrist des Baumelns, die richtende Viertelstunde, vorüber und man beschäftigt war, dem rühmlich Bestandenen, durch Ablösung des Strickes von dem hohen Baumzweige, die Freiheit zu geben, sich das Entsetzliche vor Aller Augen enthüllte.

Er war todt — todt! —

Außer dem Gelde giebt es kein wandelbareres Ding in der Welt, als das menschliche Herz. Daher wohl auch die unbegreifliche Sympathie zwischen Beiden. — Im ersten Augenblicke, als die kunstbeflissene Jugend die Leiche des geopferten Vierfüßlers erblickte, seufzten ihre Herzen das traurigste „Ach," das je gehört worden. In der nächsten Minute kam aber einer der zahlreichen Leidtragenden auf den naiven Einfall, daß der, des natürlichsten Todes Verblichene, im Leben doch weiter nichts gewesen, als der männliche Sprößling einer gewöhnlichen Katzenraçe, der sich am Ende noch zu

bedanken habe, daß er gewürdigt worden sei, am Seile der Kunst die letzten Augenblicke seines irdischen Daseins zu feiern; — und so wie Sonnenschein auf Regen, trat ein allgemeines Gelächter an die Stelle allgemeiner Betrübniß, und erleuchtete die tief bekümmerten Herzen. —

Die leisesten Acclamationen der Freude sind in der Regel von zehnmal größerer Wirkung, als die lautesten Aeußerungen der Trauer. Jene erzeugen Mitgefühl, Neugier und Neid; diese hingegen, nur Neugier allein; denn das Mitgefühl der Trauer, gehört dem goldenen Zeitalter an; und wenn es sich heut zu Tage noch irgend wo blicken läßt, so darf man sich versichert halten, daß man auf „Treu und Glauben“ betrogen ist.

So war es denn auch nicht zu verwundern, daß sich um unsere Kunstjünger, die jetzt wie lachende Erben um einen reichen Verstorbenen standen, bald ein zuschauendes Publikum sammelte, welches heute zufällig auch als ein „auserlesenes“ bezeichnet zu werden verdiente. —

Es war nämlich gerade der Tag und die Stunde, wo die Notabilitäten der K——'schen Einwohnerschaft gleichsam ihre Schäfchen auf die Weide trieben, indem sie ihre jüngsten schulbesuchenden Stammhalter höchst eigenhändig auf die Wiesen führten, um sie nicht den Gefahren der Verderbtheit communer Straßenjugend auszusetzen. — Ein versammeltes Publikum ist aber ohne die wohlthätige Anwesenheit einer polizeilichen Gewalt gar nicht denkbar; es sei denn, man hätte die Sicherheit der öffentlichen Ruhe ganz „an den Nagel gehangen"; — und so waren denn auch, in Gestalt zweier Polizeidiener, die sichern Bürgschaften der irdischen Beruhigung von K——, am Orte der jugendlichen Freude angelangt. — Sie traten dem Gegenstande publizistischer Aufmerksamkeit näher, und mit Entsetzen erkennen sie das frevelvolle Ende des ersten Favoriten ihres gebietenden „Herren und Meisters." — Noch hatten sie sich nicht von dem Schrecken erholt, den diese unerhörte That auf sie ausübte, als die frohen Kinder

der Mittwochsfreiheit in den Mienen der beiden ungebetenen Leichenbeschauer plötzlich die unheilverkündenden Zeichen einer unangenehmen Gewaltäußerung zu gewahren glaubten, und mit Blitzesschnelle flogen sie dahin, nach allen Richtungen, wo sich ihnen ein rettendes Obdach zeigte.

Mit der ersten Ursache der Versammlung lößte sich auch die Versammlung selbst in Wohlgefallen auf; d. h. sie ging lachend auseinander. An dem Einen äußerte sich die Zwerchfellerschütterung mehr, an dem Andern weniger, und an einem Dritten gar nicht; so, daß sich im Ganzen nur ein Lächeln herausstellte — und ein Lächeln drückt bekanntlich das Wohlgefallen vornehmer Leute aus. — Nur drei Gegenstände waren noch auf dem Platze zurück geblieben: der für Kunst, Wissenschaft und Amüsement als Märtyrer gestorbene Kater, welcher mit langgestreckten Gliedern neben dem hanfenen Werkzeuge seines Todes lag, und zwei Polizeidiener, die unfern der Leiche mit herabhän-

genden Köpfen und verschränkten Armen dastanden, jeder für sich wie ein Herkules am Scheidewege. Endlich begegneten sich ihre Blicke, in denen sich ungeheure Dummheit, mit ungeheurer Trauer paarte, und gerührt von dieser Sympathie gegenseitiger Seelenzustände, schienen sie sich zu fragen: „Was ist zu thun?“

Der Fall, in dem die beiden Männer sich befanden, war allerdings kritisch, und der hauptsächlichste Grund ihrer Betrübniß war kein anderer, als die Furcht vor dem Zorne ihres regierenden Herrn und Meisters mit welchem derselbe die Meldung von dem unnatürlichen Verenden seines braungefleckten Favoriten empfangen werde, wenn sie nicht gleich wenigstens Einen der Missethäter, an den Kragen gepackt, als Ableiter seiner ersten Aufwallung bei der Hand haben würden. Aber der liebe Gott ist der Sachwalter der Dummen; und so giebt es im Leben der dümmsten Menschen bisweilen Augenblicke, von denen sich der Klügste nichts träumen läßt; — Momente, während welcher

sie inmitten ihrer naturgemäßen Stupidität von Gedanken überrascht werden, die ihnen unwillkührlich offenbaren, daß es, außer ihrer Dummheit, für das menschliche Fortkommen auf Erden auch noch etwas Anderes gebe, das sie, aus angeborener Antipathie gegen alles was klug heißt, nicht mit diesem Namen bezeichnen mögen. Ein solcher Lichtgedanke zog jetzt plötzlich an dem innern Menschen des einen Polizisten vorüber.

Der gute Mann der schlimmen Dienste beging nämlich zu einer Zeit, in der er noch als unschuldiges Naturkind die Anlagen seines künftigen Berufes zu K— —*) entwickelte, niemals einen bösen Streich, dem er nicht schon vorweg einen Teufel als Aushängeschild angemalt hätte. Wollte er z. B. Jemanden eine

*) In K— —, lieber Leser, dürfen nämlich nur ausgezeichnet dumme Menschenkinder in die untern Dienste polizeilicher Gewalt treten. Das ist ein erblicher Grundsatz der regierenden Bürgermeister daselbst; denn sie sagen: „je tiefer der Schatten, desto heller das Licht.“

Ohrfeige geben, so rief er ihm, wie beim Schachbrette, zu: „gardez!“ d. h. er sagte ihm zuvor, daß diese oder jene Backe in Gefahr sei, mit einer seiner Handflächen in compresse Berührung zu kommen. Ja er bekannte bisweilen sogar schon diejenigen Sünden, die er noch gar nicht begangen hatte; — so weit ging seine Ehrlichkeit. — Jetzt kam ihm nun die Idee ein, diese Manier, die gleichsam schon in der Kindeswiege mit Fingern auf seine künftige Lebensgeschichte wies, einmal auf seine jetzige kritische Stellung anzuwenden.

Er offenbarte nämlich seinem Kollegen Pack, daß er, aus reiner Nächstenliebe zu ihm, als Seinesgleichen, entschlossen sei, sich dem gefürchteten Bürgermeisterlichen Zorn, dessen das Stadtoberhaupt beim Empfange der Nachricht von dem Hinscheiden seines Lieblings, sich entladen werde, ganz allein preis zu geben. Pack solle dagegen weiter nichts thun, als sich mit der Festnahme der Thäter beschäftigen; und wenn dieselbe, was doch vorauszusehen sei, nicht

gelinge, so würde die Aufwallung des gestrengen Bürgermeisters, durch das Hinhalten seiner Hoffnung, sich bald wenigstens an Einen der Uebelthäter, den Pack einbringen werde, zu rächen, doch ein wenig abgekühlt. Sehe sich dann der Regierende in seiner Hoffnung endlich betrogen, so dürfte der Zorn, der sich dann auf Pack ergießen würde, doch nicht mehr ganz lebensgefährlich sein.

Pack war aber nicht so dumm, als man in Betracht des obgedachten Bürgermeisterlichen Grundsatzes, zu glauben versucht sein könnte. Einige Leute wollen sogar wissen, daß er in den K— —'schen Polizeidienst gleichsam als Kontrebande eingeschmuggelt worden sei, indem eine junge hübsche Schwester, deren er sich zu erfreuen hatte, bei seiner Amtsbewerbung ihre Schürze über seine Klugheit gedeckt und so den regierenden Bürgermeister und sein erbliches Prinzip betrogen habe. Daher erkannte er in dem Vorschlage seines Collegen Halt bald etwas, was auf's Haar einem Pferdefuße glich, und

aus Furcht, daß dieser Pferdefuß nach Oben noch mit einem Anhange versehen sei, den selbst der Pabst nicht heilig zu sprechen vermag, suchte er es zu vermitteln, daß er die ihm zugedachte Rolle, in Betreff der Festnahme der Missethäter, an Halt abtrat, und dagegen die Meldung des Todesfalles an den Bürgermeister übernahm.

In einer männlich stillen Umarmung über die Leiche des geliebten Braungefleckten, mit welcher die redlichen Diener der Sicherheit einen abermaligen Beweis gegenseitiger freundschaftlichen Vernehmens feierten, fanden sie Muth und Stärkung für bevorstehende Leiden, und begaben sich getrost auf den Weg des Kreuzes und der Duldsamkeit.

Drittes Kapitel.

Erzählung, wovon Nichts erzählt wird. — Genre-Bilder. — Aufregung der Einwohnerschaft zu K— —. Ein Platzregen, und ich trat unter das Spital. — Blumensträuße und Mädchenkopf. — Sie sah herunter und ich sah hinauf. — Unter einer Schuß- und Gußlinie. — Ein Postillon-d'amour. — Ich war im Trocknen. — Eine Bitte, die mich in Verlegenheit setzt. — Mein Herz trug den Sieg davon.

Nichts lieber Leser, erzähle ich Dir von den Empfindungen des Schmerzes und der Trauer, nichts von der Verzweiflung und der totalen Raserei, welche sich des ehrenwerthen Bürgermeister Brommer zu K— — bemächtigten, als ihm sein Untergehilfe Pack die Nachricht von dem gewaltsamen Verscheiden seines ersten Lieb-

lings überbrachte. — Sein Herz schien sich in Feuer, d. h. in Zorn, und seine Seele in Wasser, nämlich in Thränen, aufzulösen; so daß er sich am Ende selber darüber wunderte, dennoch eins mit dem andern nicht löschen zu können. Ferner erzähle ich Dir nichts von dem grunderschütternden Donnerwetter, mit welchem der regierende Herr den armen Halt niederschmetterte, als derselbe, ohne einen einzigen der Missethäter eingefangen zu haben, die zornerfüllte Amtsstube betrat. Vergebens erbot sich der an allen Gliedern Bebende, die Stelle eines der Schuldigen selbst zu vertreten; da er einsah, daß es ihm als solcher Stellvertreter nicht viel schlimmer ergehen könne, als es ihm schon erging; — ein vernichtender Blick des donnernden „Herrn und Meisters“ machte ihn verstummen. —

Die Tische wankten auf ihren Vieren, der antike Glasschrank schien mit leisem Klirren, welches einige Gläser und ein halbes Dutzend Tassen, die zerbrechlichen Trophäen zehnjährlicher

Vogelschießen, darin verursachten, um Erbarmung zu flehen, und der wurmstichige Sorgenstuhl, in dessen weit ausgespreitzten Armen das müde Haupt der guten Stadt K— — sonst so liebevoll hinzusinken pflegte, brach ein Bein, als sich der Tobende, wie in Schmerz aufgelöst, endlich darauf niederwarf. —

Jetzt, lieber Leser, vermag ich nicht mehr zu erzählen, wovon ich Dir Nichts erzählen wollte. Die Scene, die ich eben zu beschreiben angefangen, ohne sie für Dich zu schreiben, hat in einem einzigen Augenblicke eine solche totale Verwirrung erlitten, daß ich selbst kaum noch im Stande bin, die einzelnen Gegenstände darin, die zum Theil nur noch durch unscheinbare Bruchstücke ihr früheres Dasein bekunden, genau zu unterscheiden. Aber willst Du einen Begriff von dem jetzigen Zustande derjenigen Dinge haben, die Dich etwa interessiren könnten, so übertrage Dir die Zerstörung Jericho's in die Bürgermeisterliche Amtsstube zu K— —, und Du wirst dann in den Hauptgrundzügen

dieses Verheerungsbildes ungefähr folgende einzelne Genree-Bilder herausfinden.

Erstes Bild: Der Bürgermeister Bromer, in einen blau überzogenen Branchenpelz gewickelt, hängt mit einem Beine in der durchbrochenen Seitenlehne des umgestürzten Sorgenstuhls, während die übrigen wohlgenährten Körpertheile auf dem flachen Fußboden sich unbeholfen hin und her wälzen, und sein rothaufgedunsenes Antlitz unter dem Einflusse einer Sündfluth en miniature zu stehen scheint, die aus einigen zerschlagenen Bierflaschen, von dem benachbarten Büffet herab, sich in dicken Strömen ergießt. —

Zweites Bild: Mitten in die Stube hingerollt, erhält ein ängstlich flatternder Kanarienvogel seinen messingenen Bauer in permanentschwankender Bewegung, und sucht sich durch dieses künstliche Manöver in seinen vier Pfählen vor den lebensgefährlichen Gelüsten zu schützen, mit welchen eine wohlbeleibte gelbgestreifte Katze, die auf dem seitwärtsliegenden Actenstoß eine

feindliche Stellung angenommen hat, auf ihn niederblickt. —

Drittes Bild: Wenige Schritte davon amüsirt sich ein jugendlicher Schäferspitz vermittelst einer Violine, die im Augenblicke der großen Umwälzung von einem benachbarten Schranke herabgeschleudert worden war, auf seine eigne Hand, indem er, nach Art der Hunde im Flügelkleide, seelenvergnügt auf das verunglückte Instrument zuspringt und jedesmal, wenn seine gewandten Pfoten die angstgestimmten Saiten berühren, ein Bellen ertönen läßt, das offenbar noch auf der niedrigsten Stufe der Kultur steht. —

Viertes Bild: Am entsetzlichsten aber hatte die allgemeine Zerstörungskraft von der nächsten Umgebung eines Schreibepultes her gewirkt. Dort waren nämlich, durch einige gewaltige Freudensprünge der vergnügten Tiegerkatze, zwei Dintenflaschen herabgestürzt, deren schwarze Fluthen nun eine gewisse malerische Schattirung durch das ganze Verheerungsbild zogen, in ei-

ner Kraftfülle, deren kein Künstler, und selten nur ein Pinsel fähig ist. Mit dem Ergusse dieses dunkeln Lichterzeugungsmittels nach Bildnermanier, war aber zugleich auch noch ein Makulatur=Korb umgeschleudert worden, dessen untere Etage die friedliche Parterr=Wohnung zweier unschuldigen Lachtauben bildete, die nun, eine blutdürstige Sinnesart des mit Blitzesschnelle auf sie zuspringenden musicirenden Spitzes fürchtend, ihr Heil in der Flucht suchten, und so in der Höhe des Zimmers herumstreifend, successive sämmtliche an den Wänden unter Glas und Rahmen hängende Ahnen des „Regierenden" auf die Erde niederschmetterten, und endlich durch das Zertrümmern der ersten Zierde des Gemaches, eines großen goldbordirten Spiegels, dem Werke die Krone aufsetzten. —

Ich ziehe jetzt, lieber Leser, einen Vorhang über dieses Bild der Verwüstung, und schlage den Weg zur Handlung meiner Erzählung ein; doch so viel noch im Scheiden: hätte sich nicht der zitternd an der Thür harrende H a l t, des

in Folge jenes Beinbruches, mit dem Sorgenstuhl umgestürzten und in seinen Fall Alles mit hinein gezogenen Bürgermeisters, liebreich angenommen, — es würde derselbe, möglicherweise, noch heutigen Tages so daliegen und seiner traurigen Begebenheit zum ewigen Wahrzeichen dienen. —

Folgenden Tages befand sich die Einwohnerschaft von K— — in der höchsten Aufregung. Das Aergerniß, welches ihre kunstbeflissene Schuljugend dem regierenden Bürgermeister durch das gewaltthätige Ende seines braungefleckten Lieblings zugefügt, konnte kein Herz, das mit den städtischen Interessen eine gemeinsame Schlagader hatte, ohne Theilnahme lassen, und führte eine exemplarische Rüge der grauenvollen Unthat herbei. Allein nicht die blauen Flecke, welche das Lineal des Schulmeisters in die Handflächen der Uebelthäter zauberte — nicht die dicken, aufgeblasenen Wangen, mit den hochrothen Spuren fünf aufgedrückter Finger, vermochte den Erzürnten zu ver-

söhnen und seinen Schmerz zu lindern. Mich allein hatte das Schicksal auserſehen, die geschlagenen Wunden zu heilen.

Es war um die Mittagsstunde desselben Tages, als ich zu K— — anlangte. Nachdem ich im Gasthofe mein Pferd der Pflege des „garçon in Hausknechtsgestalt" übergeben und mich selbst eigenhändig ein wenig restaurirt hatte, unternahm ich einen Gang in die Straßen des Städtchens, in der Absicht, mir durch den ersten besten Menschen, der mir in den Wurf kommen würde, die Wohnung der verwittweten Kollegenräthin, meiner Prozeßgegnerin, zeigen zu lassen. Zwar war ich nicht Willens, die Einleitung meiner Angelegenheit noch an demselben Tage zu beginnen; allein ich dachte bei mir, daß etwas zu früh Erfahrenes noch Niemandem den Verdruß gemacht hat, es zu spät erfahren zu haben, und ließ mich zu dem Wittwensitz meiner erbitterten Gegnerin geleiten.

Aber was sind die weisesten Gedanken der Menschen, gegen die Schlüsse des Schicksals!

Jahrelang gehegt und gepflegt mit Liebe und mit Sorge, mit Freude und mit Noth, kommt das Schicksal und sagt, wie der Meister in seiner Werkstatt, dem etwas auf dem Wege ist, verpfuscht zu werden: „Dummer Junge, geh' weg! —" Das hatte sich mir noch an demselben Tage recht sichtbarlich offenbaret. —

Ich mochte etwa eine halbe Stunde die Straßen von K— — durchwandert sein, als es so urplötzlich und heftig zu regnen begann, daß mir nur die Wahl blieb, entweder total durchnäßt zu werden, bevor ich den am jenseitigen Ende der Stadt belegenen Gasthof erreichte, oder unter ein mitleidiges Dach oder einen dito Thorweg Schutz zu suchen. Ich wählte das Letztere und „trat unter" — aber unter keinen Thorweg, sondern unter das weithervorragende Dach eines Gebäudes, in welches die Bewohner des Ortes auf Lebenszeit freien Eintritt haben, wenn sie nachzuweisen vermögen, daß sie bereits Siebenzig Jahre und einen Monat auf Erden gewandelt, und im Stande sind, für

jedes Jahr, das sie ferner noch leben, Zwanzig Thaler Beköstigungsgelder, und für jeden Tag des ersten Monats, den sie ferner nicht mehr leben, fünf Silbergroschen zu bezahlen. — Dafür genießen sie die, nur von einigen unbedeutenden Klauseln beschränkte Freiheit, daselbst frei zu speisen, frei zu schlafen und frei zu denken so lange sie leben, und zwischen „vier Brettern und zwei Brettchen" frei zu ruhen, wenn sie gestorben sind. — Die täglichen fünf Silbergroschen, die sie noch einen Monat lang nach ihrem Tode zu bezahlen haben, 'sind statutenmäßige Alimente für zehn immerwährende Leidtragende dieser „wohlthätigen Stiftung für Lebendige und Todte," die dann in jedem Schlucke Wasser, den sie genießen, gewissermaaßen die Gesundheit der Verstorbenen trinken. —

Ich war also untergetreten unter das Dach dieser milden Anstalt, welcher, zur Erhaltung ihrer berühmten Wohlthätigkeit, die armen Todten in der Erde noch zinsbar sind. — Dicht vor mir plätscherten die dicken Regentropfen von

dem unberinnten Dache auf das Straßenpflaster nieder und sprudelten, der Gleichmäßigkeit wegen, nur noch einen feinen Staubregen auf meine erst zum Theil oder vielmehr nur stellenweise durchnäßten Kleider.

Schon hatte ich eine Weile gestanden, meinen Begleiter in Freud und Leid, einen kleinen, braungefleckten Teckelhund, neben mir, als meine Augen auf einige Blumensträuße am Fenster des gegenüber stehenden Hauses, und hinter diesen — auf einen Mädchenkopf fielen.

Blumenstrauß und Mädchenkopf! — Niemals bleiben die Blumen, auch die schönsten, unbeachteter, als neben der Sonnenlinie eines Mädchenblickes. — Diese holden Kinder, aus dem Füllhorn eines ewigen Frühlings, in segensreicher Stunde auf die Erde gestreut, wahr und laut sprechen sie zu unserm Herzen, und beredter, als man gewöhnlich annimmt, sagen sie uns, daß sie die lieblichen Kinder eines nimmerwelkenden Paradieses, daß sie die holden Boten sind, vom Himmel gesandt, uns von diesem

Paradiese Kunde zu bringen; — aber ein Mädchenkopf daneben . . .

Sie sah herunter und ich sah hinauf; — sie zu mir, ich zu ihr — zu ihr, dort oben am Fenster. Unsere Blicke begegneten sich Einmal, Zweimal, Zehnmal, und — kalt lief es mir über die Brust. Der Regen hatte sich nämlich durch die halbgeöffnete Busenkrause Bahn gebrochen und rann nun tropfenweise bis zu meinem empfindsamen Herzen und noch weiter hinab. Aber Kühlung brachte mir dieser feuchte Himmelssegen nicht; nur heißer und immer heißer wurde es mir, je öfter ich hinauf und sie herunter sah. Jetzt fühlte ich nichts mehr, als die Nässe meiner Kleider, das Glühen meiner Pulse und ein unbegreifliches Geprassel auf meinem Kopfe, das mit einem kleinen Peloton-Feuer Aehnlichkeit hatte und mir mehr Regen auf den Leib trieb, als auf die Straße niederfiel. — In der Bezauberung, welche das vis à vis hinter den Blumensträußen über mich ergoß, war ich einen Schritt vorwärts getreten und befand mich

nun gerade unter der Schuß- oder vielmehr Gußlinie des Daches, unter dessen milden Schutz ich mich begeben hatte. Ich trat wieder zurück auf meinen ersten Standpunkt, und fühlte eine gewisse Röthe über meine Wangen streifen, als ich wieder hinauf sah. Sicher mußte sie bemerkt haben, daß meine Gedanken einen Spaziergang gemacht und mein empfindsames Herz aus dem Regen unter die Traufe geführt hatten; sie lächelte, während sie mit einer Frauensperson, die jetzt an's Fenster trat, zu sprechen, von mir zu sprechen schien; denn sie sah mit einem Blicke auf mich nieder, der . . . .

Wahrhaftig! — diese Frauensperson entfernte sich darauf vom Fenster, öffnete die Hausthür, schritt auf mich zu . . . . auf Niemand anders als auf mich. . . .

Jetzt war sie nur noch zwei Schritte von mir entfernt, und mein Athem stockte. Im Vorgefühl der Wonne, die ihre Worte über mich ergießen würden, war ich außer Stande sie anzureden, als sie, wie ich bei ihren ersten Wor-

ten muthmaaßte, aus Rücksicht auf meine sichtbare Verlegenheit, das Wort nahm:

— „Verzeihen Sie, lieber Herr, ... ich wollte — wollte blos nachsehen, — ob Ihr Hündchen dort gelbe Sternchen über den Augen hat.“

Ich mußte ein sehr dummes Gesicht gemacht haben, als diese Worte in mein Ohr gedrungen waren; denn die Person, die ich für einen Postillon-d'amour gehalten hatte, sah abwechselnd mich und meinen Hund mit einer Miene an, die wie ein dienstergebenes Fragezeichen aussah, etwa in der Bedeutung: „Wünschen Sie . . . . Befehlen Sie . . . .?“ Ich wußte aber in meiner Verlegenheit nichts weiter zu sagen, als: „Ja — nein —“ bis dann mein Chalons, das war der respectable Name meines „Begleiters in Freud' und Leid“, sich näher an mich schmiegte und ich wirklich sein gelbbesterntes Augenpaar erblickte und demzufolge mein letztes „nein“ mit einem doppelten, versichernden „ja, wie Sie sehen“ verbesserte.

— „Sie würden der jungen Dame da drüben sehr gefällig sein, wenn Sie die Güte haben wollten, mich zu begleiten, um mit derselben ein Paar Worte wegen Ihres Hündchens — — “

— „Wegen des Hundes?“ fragte ich verwundert und ich glaubte sogar, mit einer gewissen Empfindlichkeit — will nicht sagen Eifersucht. — „Ja — aber — “ verbesserte ich mich verlegen, im Stillen wieder Hoffnung schöpfend und dabei mit der flachen Hand das Wasser von meinen Kleidern streifend, in der Bedeutung, daß ich in solchem Aufzuge. . . . .

— „Das thut nichts! — “ Mit diesen Worten schritt meine Abgesandte vorwärts, mich zu ihrer Rechten und meinen Chalons zur Linken.

Eine Minute Zeit und funfzehn Schritte Weges brachten uns bald in's Trockene und — ich stand vor einem Engel; — wenn nämlich, wie sich von selbst versteht, eine etwa 17 jährige schlanke Blondine mit großen Vergißmeinnichtaugen und frischen Rosen auf den Wan-

gen, allemal die Kategorie dieser Freudenspenderinnen der himmlischen Heerschaaren zugezählt werden darf. — Sie sprach einige Worte, und dann noch einige, und ich hörte und fühlte was sie sprach, und wünschte sie ewig sprechen zu hören. Endlich schwieg sie und schien auf meine Antwort zu warten; aber ich mußte erst meine Gedanken ordentlich zusammenlegen und mir zusammenstellen was sie gesprochen hatte, damit ich keine Albernheit beging. — Das hauptsächlichste, was ich mir von ihrer Rede herauszuziehen hatte, um vernünftig antworten zu können, lautete ungefähr folgendermaßen: Sie heißt Marie Fermont und ist eine entfernte Verwandte des Bürgermeister Brommer zu K——. Dieser letztere, alt und gebrechlich und allein in der Welt dastehend, hat schon seit vielen Jahren zu seinem Hausstande einen braungefleckten Kater gezählt, den er über Alles liebgewonnen und welchen er nun durch einen unnatürlichen Tod verloren. In Folge dieses Unglücksfalles ist der alte Mann, dessen Froh-

sinn sonst Jedermann entzückt hatte, einer trüben Gemüthsstimmung verfallen, die ihr große Besorgniß erregt. Als ich nun am Spitale gegenüber, untergetreten war, hat sie zur größten Freude an meinem Chalons die Bemerkung gemacht, daß derselbe, selbst bis auf das kleinste Abzeichen, die gelben Sternchen über den Augen, die täuschendste Aehnlichkeit mit dem verstorbenen Lieblinge habe, so daß sie sicher glaubt, das beste Mittel, dem Betrübten seine frühere Heiterkeit wiederzugeben, gefunden zu haben, und bittet mich nun, ihr um jeden Preis, der die Möglichkeit nicht übersteigt, das Thier zu überlassen. —

Und wie sie bat! So rührend, mit so kindlichem Gemüthe, mit so festem Vertrauen . . .

Ich hatte mich gesammelt, und dennoch muß ich gestehen, daß ich mich in großer Verlegenheit befand, und der Stuhl, auf dessen äußerste Kante ich mich niedergelassen hatte, mir hinter dem Rücken in Flammen aufzugehen schien. — Mein „Begleiter in Freud und Leid"

war mir nicht nur durch die Länge der Zeit, die er schon neben meinem Erdenlauf treulich hergewandelt, werth, sondern durch den Umstand theuer geworden, daß er bei einer Gelegenheit, wo meinem Leben die höchste Gefahr gedroht hatte, mein Retter geworden. —

Aber wie es im Leben mit der Dankbarkeit zu gehen pflegt; — nichts in der Welt wird heiliger versprochen und sündlicher gehalten, als sie; und ich möchte darauf wetten, daß wenn die Dankbarkeit nur einigermaßen solidern Charakters wäre, sich längst eine Versicherungs-Gesellschaft dafür aufgeworfen haben würde. —

Mein Herz trug den Sieg davon, und Freund Chalons möge es mir verzeihen. — Ich nahm die schwere goldene Kette, an der ich meine Uhr trug, ab, befestigte sie, gleichsam als dankbare Morgengabe, an das Halsband meines Lebensretters und legte sie schweigend in die Rechte meines Engels. — Mit der Höflichkeit eines Diplomaten und der Glätt

eines Aales entschlüpfte ich ihrer Weigerung und ihren Augen; — aber mein Herz war rein, und seine Gluth. . . .

Ob es noch regnete, als ich in den Gasthof zurückkehrte, davon, lieber Leser, vermag ich Dir keine Kunde zu geben; nichts als Wasser spürte ich in mir und an mir; und auf meinem einsamen Zimmer, in Gedanken versunken, spürte ich Wasser in meinen Augen. —

Der Abend war herangerückt und überzog mit dunkelm Goldglanz das blanke Zinngeräth auf dem breiten Kaminsims meines Gemaches. Die Nacht war herabgesunken, und in langen, blassen Strahlen warf sich der Mond auf mein weiches Lager, und ich konnte nicht schlafen. Erst das Morgenroth brachte mir Schlummer und süße Träume und ich dankte es ihm beim Erwachen, als ich zu dem heitern Himmel eines neuen Maitages emporblickte. —

Viertes Kapitel.

Ein Brief meines Engels, und der Anfang einer Dankbarkeit. — Mein Prozeß hat sein Ende erreicht. — Wunderbare Fügung des Schicksals. — In Gesellschaft. — Ein Schmerzgeld meines pochenden Herzens. — Ich schloß sie in meine Arme und wir ließen uns segnen. — Ende der Erzählung. —

Ich war bereits angekleidet und überlegte, wie ich es nun mit der Einleitung meiner friedfertigen Prozeßangelegenheit am Besten anzufangen habe. Da empfing ich folgendes Schreiben:

„K — — den 18. Mai 18 . .

Mein Herr!

Sie haben mir gestern ein Opfer gebracht, dessen Größe ich erst dann zu beurtheilen im Stande war, als ich, was Sie mir aus Bescheidenheit vorenthielten, auf anderweite Erkundigungen, Ihren Namen erfuhr."

„Sie haben ein treues Thier, dem Sie die Rettung Ihres Lebens verdanken, einem un-

bekannten Mädchen überlassen, das Ihnen, mit Rücksicht auf die Weise, wie Sie dies gethan, nichts weiter bieten kann, als die Versicherung ihrer innigsten Dankbarkeit."

„Ich glaube daher mit der Erfüllung dieser Versicherung den geeigentesten Anfang zu machen, wenn ich mir erlaube, Ihnen die anliegenden Zeilen, welche ich von der Güte meiner geliebten Großmutter für Sie ausgewirkt habe, mit meinem herzlichsten Glückwunsch zu überreichen."

„Genehmigen Sie ꝛc. ꝛc.

Marie Fermont."

Wer beschreibt mein Erstaunen, als ich in den beigelegten Zeilen eine rechtsgültige Erklärung der Kollegen-Räthin Schönfeld fand, worin sie sich zur Zurücknahme des Prozesses verpflichtet, ferner mir, als dem Erben meiner „Verstorbenen" den ungestörten Besitz des angefochtenen Gutes nebst den Kapitalien zuerkennt, und ihrer Universal-Erbin und Enkelin zur Pflicht macht, den Rechtsstreit über diesen Gegenstand niemals wieder zu erneuern! —

Durch eine, diesem wichtigen und werthvollen Instrumente beigelegte Karte, wurde ich auf denselben Tag zum Thee bei der Kollegen-Räthin eingeladen.

„Wunderbare Fügung des Schicksals! Glückselige Stunde, in welcher der Himmel sein Regengewölk über diese Stadt entlud!" rief ich aus, und die Verschreibung meiner ehemaligen Prozeßgegnerin in die Brieftasche legend, sandte ich dem Geiste meiner Großmutter einen Ersten soliden Gedanken ihres zum reichen Manne gewordenen Enkels hinüber, und dem Bilde Marien's einen Seufzer der Sehnsucht.

Ungeduldig, wie es ein Mensch in dem ersten Studium verliebter Anfechtungen nur sein kann, sah ich dem Abende entgegen, und meine Gedankenträume müheten sich vergebens ab an den Speichen des schleichenden Stundenrades. —

Endlich war die Sonne niedergesunken und die trauliche Zwielichtstunde zog in mein einsames Zimmer ein, und ihre stille Seligkeit berührte mein pochendes Herz. — Es war längst 8 Uhr vorbei, und ich begab mich auf den

Weg. Als ich an Ort und Stelle anlangte, fand ich die Gesellschaft, nur aus wenigen Personen bestehend, schon beisammen. Die Kollegenräthin, in ihrem hohen Alter noch eine liebenswürdige Frau im Umgange, stellte mich als ihren Verwandten vor, und während ich bei dieser Gelegenheit die Namen der Anwesenden und die dankbaren Blicke meines Engels in Mädchengestalt einsammelte, legte ich mir in Gedanken die Hauptstücke zum Gespräche mit diesem letztern zusammen. Doch zum Gespräche selbst kam es so leicht noch nicht. Der durch meinen ehemaligen „Begleiter in Freud' und Leid" in seiner Seelenstimmung wieder aufgerichtete Bürgermeister Brommer, legte auf eine halbe Stunde Beschlag auf meine Person, um mir das beklagenswerthe Ende seines braungefleckten Lieblings in seiner ganzen Länge und Breite zu erzählen und die darauf erfolgte Einsamkeit der nakten Brandstätte seines Herzens zu schildern, welche letztere nun, wie er hinzusetzte, durch meinen Chalons wieder im Aufbau begriffen war.

Jetzt gingen die vier Haupt-Elemente des

Salonlebens in verkleinertem Maaßstabe zur vollständigen Thätigkeit über; — man sprach, trank, aß und spielte, und die Zeit tauchte unter in die Fluthen geselligen Frohsinns. Ich hatte manches süße Wort und manchen heißen Blick mit meinem Gegenstande gewechselt, und wir waren glücklich im gegenseitigen Tauschhandel der Gefühle. —

Es war schon spät. Ein Gast verabschiedete sich nach dem andern und eine Freudenflamme brannte nach der andern nieder, wie die Lichter auf dem kristallenen Kronenleuchter, und die Gegenwart kleidete sich um in das Gewand der Erinnerung. Des Scheidens bitterste Empfindung drückte meine Seele nieder und mein Herz schlug heftiger. — Ich klagte es dem Gegenstande für den es schlug, und ein inniger, warmer Händedruck schien mein Schmerzgeld zu sein.

Schon hatte sich Alles entfernt. Nur die Kollegenräthin, Marie und ich waren noch im Zimmer. Ich nahm meinen Hut, näherte mich der Letztern und sprach von Gehen. — Sie

hatte schon ein Licht in die Hand genommen um mir hinabzuleuchten, und nochmals ihre Hand fassend, fragte ich nur noch, ob wir uns bald wiedersehen würden. Sie antwortete mir nicht, sondern wandte sich seitwärts und trocknete ihre Thränen. Jetzt konnte ich die gewaltsam niedergehaltene Glut nicht mehr bezwingen; ich nahm ihr das Licht aus der Hand und schloß sie in meine Arme. — Den Himmel im Herzen, näherten wir uns dann der Kollegenräthin die schon den ganzen Abend aufmerksame Blicke auf uns gerichtet hatte, und baten um ihren Segen. Freudenthränen im Auge, legte sie ihre Hände auf uns nieder. —

Was, lieber Leser, willst Du, wovon ich Dir noch erzähle, das Du nicht schon weißt? — Das Ende meiner Erzählung ist da, aber nicht das Ende meines Glückes; — ewig lebt es fort in dem Herzen meines Weibes, meiner geliebten Marie! —

Inhalt des zweiten Bandes.

	Seite
Theezwieback der Kaiserin Josephine. Skizze.	1
Setti Zenab. Erzählung nach dem Französischen	19
Die Entdeckung. Erzählung . . .	41
Wanda. Novelle, nach dem Polnischen	53
Das Heirathsgesuch. Novelle. . .	95
Eine Bekehrung. Novellette, nach dem Französischen	129
Künstlerrache. Novelle.	157
Ein Jagd-Abenteuer. Erzählung, nach dem Englischen	183
Charakteristik eines Dichters. Aus dem Polnischen.	205
Des Bürgermeisters Kater. Erzählung.	243

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Lubarsch, Rudolph

Gesammelte Novellen

Bd.: 2

Berlin (1844)

P.o.germ. 1146 ta-1/3
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10116949-6